

Rezensionen

Mathias Hensch, Erz – Feuer – Eisen. Eine kleine Geschichte des frühen Montanwesens in der mittleren Oberpfalz, Berlin: Culturcon Medien 2018; 112 S.; ISBN 978-3-944068-81-7; 18,- Euro

Die Oberpfalz gilt gemeinhin als das Ruhrgebiet des Mittelalters. Die Region um die Städte Amberg, Sulzbach und Auerbach gehörte zu den wichtigsten Eisenrevieren und damit zu den bedeutendsten Wirtschaftsräumen Deutschlands im Spätmittelalter. Erze, Holz und Wasserkraft waren hier ausreichend vorhanden. Aufgrund des Fehlens schriftlicher Überlieferung liegen die Anfänge der mittelalterlichen Montangeschichte jedoch im Dunkeln. Mit seiner gut lesbaren und interessanten Publikation gibt der Autor einen komprimierten Überblick über die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Bergbaugeschichte in der westlichen Oberpfalz und fasst erstmals die neuesten archäologischen Erkenntnisse in diesem Fachgebiet zusammen. Im Zentrum der Abhandlung stehen ausgewählte Beispiele zu Ausgrabungen in den Städten Amberg, Sulzbach und Kümmersbruck. In Amberg reicht der Bergbau immerhin schon 2700 Jahre zurück. Auch der weniger bekannte Abbau von Bleierzen im Raum Freihung wird hierbei thematisiert. Der Holzbedarf in mittelalterlichen Bergbauregionen für

Kohlemeiler und Schmieden war gewaltig. Noch heute sei vielerorts am Landschaftsbild ablesbar, wie sehr die Montanwirtschaft den Kultur- und Naturraum verändert habe. Die Archäologie als Möglichkeit zur Erforschung von Meilern, Eisenschmieden und Hammerwerken zur Eisenverhüttung und Metallproduktion wird daher ebenfalls aufgezeigt und auf das hiermit verbundene enorme Erkenntnispotenzial verwiesen. Nicht zuletzt versteht sich der Band als Plädoyer für eine systematische Erfassung montangeschichtlicher Bodendenkmäler sowie ihrer zielgerichteten archäologischen Auswertung. So kann die Archäologie insgesamt zu einem besseren Verständnis der mittelalterlichen Geschichte der Oberpfalz beitragen. Zu Recht fordert der Verfasser die Einrichtung einer Arbeitsstelle Oberpfalzarchäologie mit dem Schwerpunkt Montan- und Siedlungsgeschichte. Dem Autor ist es mit seiner Publikation darüber hinaus gelungen, die Leserschaft für das Spezialgebiet Montanarchäologie zu sensibilisieren.

Armin Gugau

Wolfgang Janka (Bearb.), Regesten der Urkunden des Dominikanerinnenklosters Pettendorf (1262–1672). Unter Verwendung der Vorarbeiten von Otto-Karl Tröger (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 25) Regensburg: edition vulpes 2019; 294 S.; ill.; ISBN 978-3-939112-87-7; 26,- Euro

Das auf dem Adlersberg nördlich von Regensburg gelegene Dominikanerinnenkloster Pettendorf gehört zu den kleineren und selbst in der Fachwelt eher unbekannteren Klöstern in Bayern. Am heutigen Standort wurde es nach mehreren gescheiterten Anfangsversuchen 1262 von Herzog Ludwig II., dem Strengen, begründet und 1542 von Pfalzgraf Ottheinrich im Zuge der Reformation aufgehoben. Der Konvent hinterließ zahlreiche Urkunden, die durch den Kauf des

säkularisierten Klosterareals 1676 in den Besitz des Reichsstifts Kaisheim und von dort später an das Staatsarchiv Augsburg gelangten. Bisher war dieser geschlossene und umfangreiche Urkundenbestand wenig bekannt. Er wurde auch noch nie systematisch ausgewertet. Die vorliegende Publikation erschließt erstmals diesen reichhaltigen Quellenbefund durch in mustergültiger Weise bearbeitete Regesten.

Zunächst führt Alois Schmid, bester Ken-

ner der Geschichte des Klosters und Verfasser der ersten Gesamtdarstellung des Konvents, in einem gerafften Überblick (11–24) in die wechselvolle Geschichte der Dominikanerinnenniederlassung in Pettendorf ein. Im Hauptteil präsentiert dann der Verfasser 318 Regesten von Urkunden aus der Zeit von 1262 bis 1672 (29–199) und bietet damit wichtige Dokumente zur Lokal-, Regional-, Kirchen- und Landesgeschichte. Das Urkundenmaterial ist durch ein detailliertes Personen- und Ortsregister (209–282) erschlossen. Zehn Abbildungen ausgewählter Diplome finden sich im Anhang (285–294) der Arbeit.

Das Material bietet eine Fülle an neuen Informationen über die historische Entwicklung der Niederlassung sowie dessen Güterbesitz und Wirtschaftsführung. Für die weitere Beschäftigung mit dem Kloster stellt die äußerst verdienstvolle Arbeit daher zukünftig ein unverzichtbares Arbeitsinstrument dar. Die Fülle an Personen-, Orts- und Flurnamen stellt eine Fundgrube für die Lokal- und Regionalgeschichte. Die Arbeit verweist darüber hinaus aber auch in die Landes- und Kirchengeschichte, da sie Diplome beinhaltet, die von Päpsten, Kaisern, Königen, Herzögen und Bischöfen ausgestellt wurden. Hier ragen die

drei Privilegien Ludwigs IV. heraus. So gewährt Ludwig der Bayer dem Kloster 1316 Zollfreiheit für den Transport von Gütern nach Ingolstadt und Neustadt (Reg. 50). In einer Urkunde von 1318 (Reg. 54) schenkt der Monarch dem Konvent das Patronatrecht einer Pfarrkirche (Reg. 54), 1323 wiederum beurkundet der König den Verkauf eines Anwesens (Reg. 59). Papst Urban IV. wiederum bestätigt 1264 in zwei Urkunden den Dominikanerinnen die Schenkung des Patronatsrechts über die Pfarrei Pettendorf (Reg. 3, 4).

Die Regesten dokumentieren die gezielte Förderung durch und das enge Verhältnis zu den Wittelsbachern und unterstreichen die große strategische und administrative Bedeutung Pettendorfs für die frühen Wittelsbacher. Die Publikation stellt zudem neue Quellen für die Erforschung des nördlichen Umfelds von Regensburg bereit. Eine intensive Auswertung der Urkunden ist daher sehr lohnenswert und zeigt, dass auch die Beschäftigung mit scheinbar weniger bedeutenden Institutionen wichtige Details für das bessere Verständnis der Herrschafts- und Landesgeschichte liefern können.

Armin Gugau

Veronika Nickel, Widerstand durch Recht. Der Weg der Regensburger Juden bis zu ihrer Vertreibung (1519) und der Innsbrucker Prozess (1516–1522) (Forschungen zur Geschichte der Juden A,28) Wiesbaden 2018; XIV, 422 S.: ill.; ISBN 978-3-447-11122-5; 72,- Euro

Die Untersuchung um den jahrelangen Versuch der Regensburger Judengemeinde, sich gegen erdrückende Zahlungsforderungen und gegen die drohende, dann stattgehabte, Vertreibung gerichtlich zur Wehr zu setzen, entstand im Rahmen umfangreicher Forschungsprojekte zur mittelalterlichen Judengemeinde. Im Zusammenhang mit dem 500jährigen Gedächtnis der Vertreibung und Zerstörung der mittelalterlichen Judenheit in Regensburg 1519 werden die Ergebnisse der Grabungen am Neupfarrplatz in den 1990er Jahren ebenso, wie die mittelalterliche Geschichte generell, grundlegend neu erforscht und strukturiert. In diesem Zusammenhang entstand am Institut für Mittelalterliche Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München vorliegende Dissertation. Das Vorhaben war mit einem Stipendium der

Stadt Regensburg für drei Jahre gefördert worden.

Die Vertreibung und die Jahrzehnte zuvor, der Versuch mit dem nach Regensburg geholten Ritualmordvorwurf von Trient und der damit herbeigeführten Verarmung der Gemeinde, wurde verschiedentlich in der wissenschaftlichen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts bearbeitet. Mit dem Ritualmordprozess 1476–1480 wurde der Weg für die Vertreibung geebnet; ausweislich der Quellenedition von Rafael Straus riet man der Stadt, das Ableben des Kaisers abzuwarten, um die beabsichtigte Vertreibung durchsetzen zu können (Straus, Judengemeinde (1932); S. 63, mit Straus UuA (1960); Nr. 465). Die vorliegende Studie setzt in der Zeit um 1500 an, greift auf diesen Prozess anfangs kurz zurück und charakterisiert die rechtliche

Situation der Juden mit dem Erlöschen des Judengerichts seit den 1470er Jahren und der Intensivierung von Repressalien und handelsrechtlichen Beschränkungen seit den 1480er Jahren. Die „Regensburgische Chronik“ Carl Theodor Gemeiners (1800–1824), der noch auf das unzerstreute reichsstädtische Archiv hatte zurückgreifen können, und insbesondere die umfängliche Quellenedition von Rafael Straus, die 1933/34 hätte erscheinen sollen, tatsächlich aber erst 1960 nach dem einzigen erhaltenen Korrektorexemplar gedruckt wurde, gelten als die einschlägigen Quellenwerke, ohne die auch diese Dissertation nicht denkbar wäre.

Was bisher aber seit Gemeiner (S. 17) nicht mehr ausführlich, und insbesondere bislang überhaupt nicht eigenständig untersucht wurde, ist eben jener, noch Jahre nach der Vertreibung fortgesetzte Prozess in Innsbruck, mit dem die Regensburger Juden sich gegen die existenzbedrohenden Wirtschaftsrepressalien und Zahlungsverpflichtungen, sowie gegen die Vertreibung zur Wehr setzten – bei einem, auch für die Rezensentin erstaunlichen, ganz unverbrüchlichem Glauben an das Recht. Dies im Zusammenhang dargestellt und untersucht zu haben, ist das Verdienst dieser Dissertation.

Die zugehörige Studie Straus' von 1932 zu seiner Quellenedition über „Die Judengemeinde Regensburgs im ausgehenden Mittelalter“ darf nach wie vor als Standardwerk angesehen werden. Sehr systematisch werden die einzelnen gesellschaftlichen Gruppierungen (Reich, Bistum, innerstädtisch, die jüdische Gemeinde selbst) besprochen und detailliert Verhalten und Handlungsweisen abgewägt. Die Vertreibung als solche – ihre Nicht-Behandlung wird im Forschungsbericht von Nickel moniert (S. 8) – war dabei nicht das Ziel. Das Ergebnis der Straus'schen Untersuchung liegt in der Erkenntnis des völligen Zusammenbruchs der öffentlichen Ordnung im Regensburg jener Zeit (Straus; S. 147) – und liest sich noch im langen Nachhinein als große Rede von der Bedeutung der öffentlichen Ordnung für das Wohlergehen eines Gemeinwesens.

Man hätte sich gerne einen deutlicheren Hinweis darauf gewünscht, daß die Vertreibung von 1519 nicht nur nach zivilisiertem Verständnis einen Bruch darstellt, sondern auch nach damaliger Rechtslage illegal war. Denn um die Möglichkeiten einer legalen,

d.h. genehmigten, Vertreibung wurde auf dem Reichstag in Augsburg 1518 (S. 241; 302) ebenso gerungen, wie in Innsbruck. In einem frühen Stadium im Sommer 1516 forderte die Regensburger jüdische Gemeinde, es dürfe nicht über eine Vertreibung verhandelt werden (S. 199). Das Vorbild Donauwörth's stand bei dem Vorstoß der Stadt am Rande des Augsburger Reichstags von 1518 überdeutlich im Raum, wo Maximilian I. 1517 eine Vertreibung genehmigt, und einem Verkauf der Häuser an die Stadt zugestimmt hatte (S. 246). Man wollte eine Vertreibung „um nahezu jeden Preis“ (S. 244). In Regensburg jedoch wollte der Kaiser seine Rechte an der Judengemeinde nicht geschmälert sehen (S.234; 246). Der Prokurator der Juden, Johann Zasius als derjenige, der ‚mit Procura‘ für die Juden spricht, und sich als treuer Sachwalter ihrer Angelegenheiten erwies (S. 178 f., u.ö.), äußerte in einem frühen Stadium 1517 bereits die Auffassung, daß nur das Haus Österreich die Juden vor einer Vertreibung würde schützen können – und auch darum die Anerkennung der Zuständigkeit des Innsbrucker Regiments als Gerichtsort (entgegen dem Reichskammergericht) angezeigt sei (S.217; zum ‚Haus Österreich‘ S. 206).

Die Bedeutung des Dompredigers Hubmaier in den Jahren kurz vor der Vertreibung wird durchaus relativiert. Scharfmachen ja, aber konkrete Aktionen gegen die Juden und die Judengemeinde eher weniger: Hubmaier war kaum in das langjährige Prozessgeschehen involviert. Er habe gegen den „Wucher“ gepredigt, und dagegen, daß Richter nicht dazu beitragen dürfen, diese verbotene Sache durchzusetzen, wie er selbst sagte (S. 233). Im Innsbrucker Prozess wird es tatsächlich unter anderem um eine päpstliche Urkunde, die die Rückzahlung eines Kredits an Juden ohne Zinsen guthieß, gehen. Und darum, daß diese an kaiserlichem Recht vorbei erlassen worden sei (S. 230 f.). Man muss Hubmaier von Beginn seines Regensburger Aufenthalts an als „Sprengsatz“ empfunden haben, wie in einer Szene an der Stadtmauer am 24. Juli 1517 deutlich wurde, als man aneinandergriet, und zwei Juden zwei Jugendlichen aus Hubmaiers Haushalt zuriefen, der Domprediger solle nach Ingolstadt zurückgehen und dort predigen. Laut Zeugenaussagen soll es auch geheißen haben, Hubmaier sei *nit herbestelt, sy, die juden, zù fressen* (S. 224). Die

Verwicklungen um die kurzzeitige Verbannung aus Regensburg 1518, bzw. daß man ihn nach seiner Rückkehr vom Reichstag in Augsburg zunächst nicht wieder zum Stadtort hineingelassen hat, wird nachgezeichnet (S. 242 f.); auch, wie die Reichsstadt keineswegs hinter diesem Beschluss stand, sondern sich bald bei Hubmaier entschuldigte.

Bemerkenswert ist zweierlei: Die Stadt wurde am 24. November 1519 zur Wiederaufnahme der jüdischen Gemeinde und Restitution ihrer Rechte verpflichtet, und zu hohen Entschädigungszahlungen verurteilt. Ersteres wurde rechtssicher erst mit dem sog. Erbschutzvertrag zwischen dem Erzhaus Österreich und der Stadt vom 2. März 1521 abgewendet, wobei es in den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit immer unklar blieb, ob das *ius de non recipiendi* den dauerhaften Wohnsitz oder auch den bloßen Aufenthalt, beispielsweise tagsüber, meine. Dieser Vertrag wird bei Nickel in der Zusammenfassung am Ende erwähnt (S. 313). Bei Gemeiner scheint er nicht auf; in Ausschnitten wurde er jedoch abgedruckt bei Gumpelzhaimer (Bd. 2 (1837); S. 711–714), und fand noch bei Franziscus Jeremias Grienerwaldt (O.Cart.) 1615 Erwähnung. Die Zahlungsverpflichtungen an die ehemaligen Regensburger Juden wurden abschließend erst nach einem Schiedsspruch vom 17. Mai 1521 anerkannt; die letzte Rate wurde von der Stadt am 2. Mai 1522 abgegolten (S. 317).

Wer mit der Straus'schen Quellenedition arbeitet, findet zahlreiche Kürzungen vor, die tatsächlich misslich sein können: So führten diese dazu, daß der Gerichtsort und die Qualifikation des Gerichts lange unklar blieb, wie Nickel in der Einleitung zum Innsbrucker Prozess (S. 165 f.) schlüssig darstellt, oder auch die Vorwürfe des Schultheißen Hans Schmaller, der wirtschaftliche Niedergang Regensburgs habe seine Ursachen im Handel und Gewerbe der Juden, nicht mit abgedruckt wurden (S. 160 f.).

Die sich daraus ergebenden Unvollständigkeiten aufzuschlüsseln, ist in dieser quellenbasierten Arbeit der Ort. Es ist klug, in dieser nach den Originalen neu erarbeiteten Darstellung des Prozesses, die Straus'schen Angaben mit genauer Kennung dessen, was hier wie dort zu ersehen ist, mitlaufen zu lassen (S. 166, Anm. 6), auch um der besseren Auffindbarkeit willen, liegen die Originale in nicht weiter untergliederten Schachteln und

hülle eine Sammelangabe ‚Karton 35‘ oder ‚36‘ (S. 19) als Nachweis nicht gut weiter.

Dennoch scheint mir die Kritik an den Lücken im Straus'schen Editionsbestand etwas hart auszufallen (S. 312). Bei den Vidimus-Urkunden, gemeint sind beglaubigte Urkunden-Abschriften, die in dieser Dissertation erstmals in vollständiger Edition im Anhang gegeben werden, fragt sich, ob Straus diese alle gekannt hat, oder auch: hat kennen können (S. 213). Tatsächlich nimmt er einen Teil der Innsbrucker Prozessurkunden auf; er und sein späterer Herausgeber Herde stellten dabei ihr Licht auch etwas unter den Scheffel (S. 7, Anm. 42). Aber es wird nicht mehr zu eruieren sein, was ihm im Rahmen seiner jahrelangen compilatorischen Arbeit tatsächlich vorgelegen hat, zumal, abgesehen von den bei Gemeiner abgedruckten Quellen, er noch ohne jede Vorarbeit und insofern ohne jedes Vorbild gearbeitet hat.

Bei dem um Jahrzehnte verspäteten Druck nach einem einzigen Fahnenexemplar musste dieser Edition zudem der letzte redaktionelle Arbeitsgang fehlen, der üblicherweise einen gelegentlichen Rückgriff auf Notizen und Arbeitsstadien, beispielsweise für Datierungsfragen, zu umfassen pflegt. Dem scheint mir eine falsche Zuordnung einer Handwerkerbeschwerde in das Jahr 1516, die im Text selbst die richtige Jahresangabe führt, geschuldet zu sein (S. 302), wie es für einen Datierungsfehler wie dem der Judenordnung 1514 (Straus 1516) gelten sollte (S. 311). Die Entwürfe zur Judenordnung von 1514 und ein später Entwurf von 1516, sowie ihre Trennung von Handwerkerbeschwerden wird im Kapitel zur Quellenlage der Judenordnung von 1514 vorgenommen (S. 145 f.). Die Verantwortung, noch einmal genau hinzusehen, liegt schon beim Autor von Sekundärliteratur selbst (S. 301 f.), der in einem Falle offensichtlich einen „Kurzschluss“ im Zusammenhang mit dem Beginn der Tätigkeit Hubmaiers in Regensburg 1516 und Handwerkerbeschwerden im Jahre 1518 in seiner Argumentation aufweist. Den Fehlschluss selbst fächert Nickel stimmig auf. In den Anmerkungen im gesamten Band und damit am geeigneten und auch notwendigen Ort sind die Unstimmigkeiten der Straus'schen Edition festgehalten.

Veronika Nickel möchte, daß zusammen mit der Vertreibung 1519 auch der rechtlich erfolgreiche Widerstand Teil der Erinnerung

an die Vertreibung der Regensburger Juden werde. Es ist, wenn dieser Begriff hier erlaubt sein darf, schon faszinierend, wie es der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde Regensburgs gelungen ist, konsequent ihre Urkunden im Original oder in Beglaubigung zu bewahren, und damit die Grundlage für ihren juristischen Sieg. Bemerkenswert ist die Ein-

schätzung am Ende der langen, eingehend-detaillierten Studie, daß im Gegensatz zur Reichsstadt Regensburg die Regensburger Juden das Gericht immer ernst genommen haben, „Ladungen und Beschlüsse stets achte(n) und keinen der Prozesstermine versäumte(n)“ (S. 315), und auch deshalb den juristischen Sieg erringen konnten.

Rosa Micus

Wilhelm Pfaffel (Hg.), Das „Fontilegium sacrum“ des Prüfeningener Mönchs Melchior Weixer (1627). Text, Übersetzung und Kommentar (Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens und seiner Zweige. Ergänzungsband 54) St. Ottilien: EOS Verlag 2020; 480 S.: ill.; ISBN 978-3-8306-7988-2; 39,95 Euro

Das „Fontilegium sacrum“ ist eine „heilige Quellensammlung“ zur Geschichte des Klosters Prüfening von seiner Gründung 1119 bis zum Jahre 1626. Erschienen ist es erstmals im Jahre 1627. Der Autor Melchior Weixer selbst, geboren um 1575 in Schierling, hat in Ingolstadt studiert, war Mönch im Kloster und starb 1632. Das Werk stellt eine Mischung zwischen einer Geschichte des Klosters und 58 unterschiedlichen auf Prüfening bezogenen Texten dar – Urkunden, Privilegien, päpstlichen Bullen, Briefen und anderen Schreiben, die in die Klostergeschichte eingestreut sind. Sie machen mehr als die Hälfte des Gesamtwerks aus. Wilhelm Pfaffel hat diese für das Kloster Prüfening wichtige Quelle neu herausgegeben, übersetzt (parallel lateinisch-deutsch gedruckt) und mit einer ausführlichen Einleitung sowie mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehen.

Zu Beginn bietet der Autor eine Übersicht über Weixers Leben und Werk, ferner über die von ihm verwendeten Urkunden. Die Quellen, die Weixer in seine Arbeit eingearbeitet hat, ordnet Pfaffel in einer eigenen Übersicht ihren Verfassern bzw. Ausstellern zu, datiert sie und gibt ihren archivalischen Fundort an. Besonders verdienstvoll erscheint mir, dass er Weixers Quellen mit den Originaltexten vergleicht und dabei auch vielfach Fälschungen aufdeckt und bewertet. Diese wurden ja im Mittelalter nicht als kriminell angesehen, sondern sollten lediglich die aus irgendeinem Grunde fehlenden Nachweise für einen ansonsten von Seiten des Klosters unbezweifelten Rechtszustand liefern.

Eine Übersicht über die Bischöfe Bambergs und Regensburgs und die Prüfeningener Äbte fehlt ebenso wenig wie eine Zeittafel der Klosterereignisse und eine kurzgefasste Ge-

schichte des Klosters, wobei Pfaffel dem Leser die Begriffe „Eigenkloster“, „Hirsauer Reform“, die Rolle der Vögte, die Abtwahlen und die Bedeutung der Inkorporationen erläutert. Ein Abschnitt über die Bestattungen in der Klosterkirche im Laufe der Geschichte rundet das Bild ab; das Verzeichnis der Altäre und Epitaphien sind bei einer Besichtigung sehr hilfreich, was Pfaffel schon in einer Führung unter Beweis stellte. Auch ein Reliquienverzeichnis nach Weixer fehlt nicht. Ein umfangreicher Bildteil ergänzt diese Einführung.

Das Geschichtsbild Weixers ist ausschließlich religiös bestimmt; das schließt jedoch manche interne Kritik, die Weixer vornimmt, nicht aus. Pfaffel ergänzt diese durch die von der heutigen Forschung erarbeitete Bedeutung des Klosters für die Machtpolitik des Bischofs von Bamberg sowie die Rolle, die Prüfening für die Wittelsbacher spielte. Hier zieht er vor allem die Arbeiten von Alois Schmid heran.

Dieses Buch wendet sich nicht nur an Historiker, sondern auch an Nichthistoriker, an die vielen Freunde Prüfeningens, wie auch die Widmung zeigt, in der Pfaffel die Arbeit einem lebenslangen privaten Kenner des Klosters zueignet. Gleichwohl ist die Herausgabe der Weixerschen „Fontilegien“ natürlich auch für die Fachwelt ein großer Gewinn, zumal sie mit großer Sorgfalt bis in die Details erstellt wurde. So ist die Edition als immense quellenkritische Leistung zu sehen, die dem Philologen auch den unmittelbaren Vergleich des lateinischen mit dem deutschen Text erlaubt. Sie gibt einen Einblick in die geistige Welt eines gelehrten Mönchs des 17. Jahrhunderts, der sich erstmals systematisch mit der Geschichte Prüfeningens beschäftigt hat.

Diethard Schmid

*Heinrich Lippert, Geschichte der Schule und des ehemaligen Schulspren-
gels Thalmassing (1643-2016 (Regensburger Beiträge zur Heimatforschung 9)
Kollersried: Verlag Th. Feuerer 2018; 576 S.: ill.; ISSN 2197-1218; 20,- Euro*

Im mittlerweile neunten Band der Reihe Regensburger Beiträge zur Heimatforschung schildert der Verfasser auf rund 600 Seiten detailliert die 400-jährige Schulgeschichte von Thalmassing und seiner eingemeindeten Orte. In vier großen Kapiteln zeichnet der Autor die historische Entwicklung des Schulwesens seit dem 17. Jahrhundert in Thalmassing (S. 1–160), in Wolkering-Gebelkofen (S. 161–354), in Sanding (S. 355–424) und in Weillohe (S. 425–556) ausführlich nach. Ein kleiner Exkurs (S. 557–560) widmet sich zusätzlich der Eremitage St. Bäuml. Mit Stanislaus Pleß kann 1650 der erste Lehrer in der Gemeinde im südlichen Landkreis von Regensburg urkundlich nachgewiesen werden. Für die immer wieder in der Literatur postulierte Existenz einer Unterrichtsstätte ab dem 13. Jahrhundert fehlen schriftliche Quellenbelege. Lehrer, Schulleiter und Schulgehilfen werden für die jeweiligen Schulstandorte aufgelistet und näher vorgestellt. In deren Kurzbiographien spiegeln sich die Lebensumstände des 19. und 20. Jahrhunderts wider. Gerade Lehrkräfte lebten in dieser Zeit

nahe am Existenzminimum und waren darauf angewiesen, durch Nebentätigkeiten, wie Mesner-, Chor- und Schreiberdienste, zusätzlich Geld zu verdienen. Eigene Kapitel behandeln die Besoldung und Ausbildung der Pädagogen im Laufe der Jahrhunderte. Anhand historischer Pläne, Fotos und Beschreibungen werden die einzelnen Schulgebäude vorgestellt. Die Chronik ist insgesamt reich bebildert und enthält zudem viele Abbildungen von Zeugnissen, Briefen oder alte Klassenfotos. So mancher älterer Bewohner Thalmassings dürfte sich daher auf der einen oder anderen Fotografie wiederfinden. Durch persönliche Geschichten und zahlreiche Anekdoten wird der chronologische Längsschnitt ergänzt.

Mit dem vorliegenden Band wird erstmals eine kompakte zusammenfassende Darstellung der Schulgeschichte Thalmassings vorgelegt und eine wichtige Lücke in der Orts- und Regionalgeschichte geschlossen. Darüber hinaus stellt die informative Publikation einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Schulgeschichte der Oberpfalz dar.

Armin Gugau

*Maximilian J. Zinnbauer, Amtsinhaber im Pflegamt Murach von 1623–1810,
Band 15: Die Zeit von 1772 bis 1776, Oberviechtach 2019, LII und 463 Seiten, ill., ISBN 978-3-9817772-5-3*

Mit Band 16 ist ein weiterer von Maximilian Zinnbauer bearbeiteter Band über die Amtsinhaber im Pflegamt Murach, der „Blauen Reihe“, erschienen. Es wird die Zeitspanne vom 26. Februar 1772 bis 8. Oktober 1776 behandelt. Nach einer umfangreichen, den Inhalt schon teilweise vorwegnehmenden Einführung wird unter der Überschrift „Der Inhalt in Kurzform“ (S. XXVII–LII) in ausführlichen Zusammenfassungen ein Überblick über die transkribierten Schriftstücke gegeben. Danach werden die Archivalien einzeln in Faksimile und Transkription, samt Erklärung nicht mehr geläufiger Begriffe, vorgestellt (S. 2–401). Den Abschluss bildet ein umfangreicher Index, der Orts- und Personennamen sowie Begriffe und Redewendungen nach den Originaltextstellen auflistet (S. 403–463). Die zusammengestellten Archivalien stammen wieder aus dem

Bayerischen Hauptstaatsarchiv, hier Bestände Hofkammer München, Fasz. 744, 748, 749 und 3661, dann Generalregistratur, Fasz. 162/222, Geheimer Rat 1. Die Schriftstücke sind durchlaufend nummeriert, hier von lfd. Nr. 642 bis Nr. 690. Sie schließen chronologisch ausnahmsweise nicht unmittelbar an den in Band 15 behandelten Zeitraum (1764–1769) an. Dies stellt jedoch kein Problem dar, denn in einigen transkribierten Schriftstücken werden Rückblicke geboten, aus denen sich Vorgänge früherer Jahre erschließen lassen.

Auch 1772 ging es noch immer um den inzwischen seit über 17 Jahren andauernden Inquisitionsprozess und damit eng verbunden um die Erbensprüche von Hinterbliebenen der lange verstorbenen Beamten, Pflegkommissar Kazner († 1755) und Gerichtsschreiber Schmidt († 1762). Das wegen möglicher

Amtsrückstände von der Staatskasse einbehaltene Erbkapital von Kazner (1200 fl.) blieb weiterhin konfisziert (Nrn. 642, 651, 655, 676 f.; vgl. Rezensionen „Amtsinhaber“ Bd. 8, in: VHVO 154 (2014), S. 348 ff.; Bd. 15, in: VHVO 159 (2019), S. 395 f.).

Ein weiteres, immer wieder aufloderndes Problem tritt auch in diesem Band wiederholt zu Tage: Die Klagen des seit 1755 amtierenden Pflegekommissars Johann Georg Klement Ehrnlechner von Lehenburg über seine geringen Amtseinkünfte bei hohen Belastungen (einschließlich des noch immer zu zahlenden Absentgeldes an den Sohn der verstorbenen Hauptpflegerin). Abhilfe erhoffte sich Ehrnlechner durch Kostenentschädigung für Bodenverbesserungen (Nr. 646) und Reparaturen und schließlich durch die Verleihung der Hauptpflegschaft Obermurach, um die er sich 1773 wiederum erfolglos bewarb (Nr. 649). Dieser neuerliche Anlauf war wohl ausgelöst durch den aktuellen Mitbewerber, Fähnrich Johann Philipp Freiherr von Murach zu Niedermurach. Dieser begründete sein Anrecht auf die Hauptpflege Obermurach damit, dass es sich um die Stammgüter seiner Vorfahren handle, die diese 1268 angeblich unter Zusicherung einer „Erbpflegschaft“ an Herzog Ludwig von Oberbayern verkauft hatten¹. Da die Argumentation des Bewerbers nicht nachvollziehbar war und für eine „Erbpflegschaft“ keinerlei Belege zu finden waren, wurde seine Bewerbung (nach Ehrnlechners Begutachtung!) abgewiesen (Nrn. 647 f., 650). In diesem Zusammenhang werden interessante Einblicke in die Familiengeschichte der jüngeren Muracher gegeben. Vor allem wird wieder sehr deutlich, dass Pflegerstellen nach wie vor hochbegehrte Posten waren, auf die der Landadel zur Sicherung eines „standesgemäßen“ Lebens seinen Anspruch vehement geltend machte.

Umfangreiche Schriftstücke befassen sich mit der großen Feuersbrunst vom 21. September 1773, bei dem der Markt Oberviechtach schweren Schaden genommen hatte (Nrn. 654, 655 ff.). Bereits 1771 hatte es einen großen Brand gegeben. Die schwer getroffenen Bürger wurden immerhin aus der Brandsteuer und durch die Gewährung von

Steuerfreiheit entschädigt. Ehrnlechner bemängelte wiederholt die grobe Vernachlässigung der Feuerbeschau in Oberviechtach. In den hier edierten Archivalien geht es aber ausführlich und fast ausschließlich um den hartnäckigen Baron Johann Georg Albert von Sazenhof, der für sein niedergebranntes Anwesen samt angeblich kostbarem Inventar in Oberviechtach in Bittschriften von 1774 hohe Entschädigungsforderungen an den Landesherrn aus der Brandbesteuer stellte. Für den Wiederaufbau des Hauses setzte er 3000 fl., für das Mobiliar 12000 fl. an (Nr. 662). Die darauf folgende ausführliche Begutachtung des Schadens durch den Marktschreiber, der als Lehensverwalter in Fuchsberg zuvor in Diensten des Geschädigten stand, und Pflegekommissar Ehrnlechner ergeben ein gänzlich anderes Bild und vermitteln aufschlussreiche Einblicke in die Familienstruktur und Persönlichkeit des Geschädigten. Das Oberviechtacher Haus des bereits mit dem Landsassengut Fuchsberg auf die Gant gekommenen Sazenhof soll baufällig gewesen sein und sollte vor dem Brand für 700–800 fl. verkauft werden, wofür sich aber zu diesem Preis kein Käufer fand. Das von Fuchsberg hergeschaffte Inventar soll von der zweiten Ehefrau in ihr Elternhaus nach Premeischl (Dorf nordöstlich von Rötzing, mit Landsassengut) geschafft worden sein, um es den zwei Söhnen aus erster Ehe zu entziehen. Eine Begutachtung des noch vorhandenen Inventars war zudem nicht möglich, weil die Ehefrau ihre Räume abschließen, ja sogar versiegeln ließ und selbst nach München zog. Aus Ehrnlechners sehr geringschätzender Begutachtung klingt deutlich die tiefe Abneigung gegen den alten Konkurrenten um die Pflegerstelle (Nrn. 665 ff.). Das Ergebnis war schließlich, dass Kurfürst Maximilian III. Joseph im Juli 1774 Baron von Sazenhofs Pension von 150 fl. jährlich um 50 fl. für den erlittenen Feuerschaden auf 200 fl. an hob (Nr. 669).

Weiter geht es um die Baulasten der Schlossanlage in Obermurach. 1776 war eine grundlegende Sanierung des Schlosstdaches erforderlich. Dafür wurde ein Kostenvorschlag erstellt, den der Landesherr in etwas

¹ Zu den komplexen Vorgängen um den Besitzwechsel der Herrschaft Murach von den Ortenburger Grafen von Murach an das Haus Wittelsbach in den Jahren 1268 bis 1272 siehe Emma Magee, Oberviechtach (Historischer Atlas von Bayern, Altbayern 61), München 1996, S. 28–30.

reduzierter Form, 422 fl. für Material und Löhne, ratifizierte (Nrn. 671-675).

Eine ganz neue Lage stellte sich im Juli 1776 ein: Leutnant Friedrich Kasimir Freiherr von Sazenhof, wohl ein Sohn des obigen Sazenhofs, vereinbarte mit Georg Max Wider, Hauptpfleger, Kastner und Mautner von Friedburg im Innviertel, einen Vertrag über dessen Amtsresignation gegen Zahlung einer lebenslangen jährlichen Rente von 800 fl. an Wider und 200 fl. an seine Witwe (Nrn. 678 f.). Im August 1776 erinnerte Friedrich Kasimir von Sazenhof den Landesherrn an das gegebene Versprechen, dass ihm nach Eheschließung mit Maria Anna Gräfin von Preysing im Moos das Pfleggericht Obermurach verliehen werde. Der amtierende Pflegkommissar Ehrnlechner solle nach Widers Tod als Pfleger nach Friedburg versetzt werden (Nr. 680).

Pflegverwalter Ehrnlechner konnte es kaum fassen, als er im August 1776 erfuhr, dass er „auf seine alten Tage“ (er war 51 Jahre und krank) auf das Pflegamt Friedburg im Inngau berufen werden und umgehend einen ordentlichen Rechnungsabschluss im Pflegamt Obermurach vorlegen sollte (Nrn. 683 f.). In einem 32-seitigen Schreiben gab er einen weit ausholenden Bericht über 21 Dienstjahre als Oberbeamter im Pflegamt Murach mit allen persönlichen und dienstlichen Widrigkeiten und Zumutungen und schloss nicht zuletzt wegen seiner Erkrankung eine Versetzung nach Friedburg definitiv aus (Nr. 687, S. 329–385). Ehrnlechner amtierte noch bis 28. Juli 1783 im Pflegamt Murach (S. 295).

Schließlich verfügten der Kurfürst und die Hofkammer am 8. Oktober 1776 die Verleihung des Pflegamtes Murach an Friedrich Kasimir von Sazenhof gegen das von Ehrnlechner zu zahlende Jahresabsentgeld von 230 fl. und die Ehrenerklärung, dass er, Sazenhof, Maria Anna von Preysing ehelichen werde. Sollte Ehrnlechner versetzt werden, habe Sazenhof das Pflegamt Obermurach persönlich zu verwalten. Zur Besoldung von 230 fl. bekomme er dann noch die anfallenden Amtsgebühren. Die Verpflichtungen gegenüber Wider, den Pfleger von Friedburg, sollten weiterhin bestehen. Zugleich wurde Sazenhof auf das Pflegkommissariat und Kastenamt Friedburg verpflichtet und sollte baldmöglichst bei der Regierung in Burghausen vereidigt werden. Seine Leutnantsbesoldung wurde damit gestrichen (Nr. 690).

Thematische Exkurse, unter anderem zu Friedburg im Innviertel (S. 327 Friedburger Urbar von ca. 1580), und Abbildungen lockern die transkribierten Texte auf.

Band 16 der „Blauen Reihe“ gibt tiefe Einblicke in die von persönlichen und familiären Konflikten geprägten Vorgänge im Pflegamt Murach, hier zusätzlich noch im Pflegamt Friedburg im Inntal. Mit beständigen Klagen und harten Bandagen wurde der Kampf um sprudelnde Einkünfte aus Amtspositionen geführt, um sich ein standesgemäßes Leben zu sichern. Staunen lässt einem immer wieder, wie die Vergabe von Amtspositionen mitunter mit Eheversprechen vermennt ist. Über die Hintergründe im Einzelfall lässt sich nur spekulieren – oder in den Familienhistorien weiter recherchieren.

Emma Mages

Maximilian J. Zinnbauer, Sonderband zu den Blauen Bänden. Die Interpretation des 8. Deckengemäldes in der katholischen Stadtpfarrkirche St. Johannes der Täufer in Oberviechtach von 1789–1790. Band 21: Abschlussband der Blauen Reihe, Oberviechtach 2019, XII und 364 S.: ill., ISBN 978-3-9819568-2-5

Dieser Sonderband ist einer überraschenden Erkenntnis gewidmet, die sich aus der langjährigen Bearbeitung der Hofkammerakten zu den Amtsinhabern des Pflegamtes Murach in der vielbändigen „Blauen Reihe“ in aller Deutlichkeit ergab. Es stellte sich heraus, dass im 8. Deckengemälde in der Pfarrkirche St. Johannes in Oberviechtach mit der bildlichen Darstellung des biblischen Geschehens um Johannes den Täufer, in dem Salome ihrem Stiefvater König Herodes das

Haupt des Johannes präsentiert (S. 20, 24, mit Detailvergrößerungen S. 25–45), seit der Mitte des 18. Jahrhunderts führende Akteure im Pflegamt Murach porträtiert wurden. Auf dem von einem unbekanntem, wohl aus Amberg stammenden Künstler um 1789 geschaffenen Fresko kann eine ganze Reihe von authentischen, teilweise damals bereits verstorbenen Personen aus der Führungsriege des Pflegamtes zweifelsfrei identifiziert werden: Herodes Antipas = Johann Georg Kle-

ment Ehrnlechner, Pflegverwalter und Gerichtsschreiber (im Amt 1755–1783, † 1798), Salome = dessen Ehefrau Maria Eva Crenzin, Herodias = Maria Theresia von Alphson, verwitwete von Reindl, geb. von Mörmann, Hauptpflegerin (ihr Vater, dann sie selbst im Amt 1729–1760 †), der Hohepriester Kaiphas = Friedrich Kasimir Baron von Sazenhofen auf Fuchsberg, Pflegkommissär bzw. Pfleger in den frühen 1770er Jahren, Petrus = Wenzel Schedel von Greifenstein, der letzte Pflegverwalter und Hauptpfleger im Amt Murach. Ehrnlechners 1771 verstorbener Sohn wird mit einem übergroßen grauen Hund, einer komplexen Symbolfigur für den Führer der Seele durch die Nacht des Todes, dargestellt. In Detailstudien werden die einzelnen Figuren noch näher heran gezoomt und in ihrem Werdegang beschrieben (ab S. 25).

Eingangs werden auch die übrigen Deckengemälde zu Leben und Wirken des Heiligen Johannes des Täufers, des Kirchenpatrons, bildlich vorgestellt und kurz erläutert (S. 3–17). Auch hier sind lokale Bildbezüge herzustellen: Das Deckengemälde im Chor mit der „Heiligen Sippe“ als Beschützerin des Marktes enthält eine Miniaturansicht des Ortes mit Pfarrkirche und Pfarrhof (S. 3, 43). Im 3. Deckengemälde mit der Bußpredigt des Johannes ist im Hintergrund Haus Murach auf einem hohen Berg zu erkennen (S. 8 f.). In der Beschreibung der Kirchenfresken

stützt sich Zinnbauer vor allem auf Pfarrer Konrad Schießl (†), der sich ausführlich mit der Geschichte von Pfarrei und Kirche beschäftigt hat (S. 44 f.).

Einen Großteil dieses Sonderbandes nehmen schließlich Kirchenrechnungen zu den Jahren 1774–1783 ein, die im Stadtarchiv Oberviechtach verwahrt werden (Nrn. 3291–3293). In bewährter Weise werden Originalquellen der Transkription gegenübergestellt (S. 46–309). Hier wird der Wiederaufbau der Pfarrkirche nach dem großen Brand von 1773 eindrucksvoll nachvollziehbar. Die Rechnungen sind eine wichtige Quelle für die Handwerks- und Gewerbegeschichte. Die beteiligten Handwerker und Künstler werden namentlich genannt und ihre Gewerke samt Kosten konkret umschrieben. Auch Familienforscher können hier fündig werden.

Ein umfangreiches Wort- und Sachverzeichnis schließt den Sonderband ab (S. 311–364).

Wer sich in den Blauen Bänden darüber informiert hat, welche dominante Rolle die Pfleger bzw. Pflegverwalter im 18. Jahrhundert jeweils für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben im Muracher Land spielten, wird dennoch überrascht sein, dass sich diese Persönlichkeiten sogar in einem großen Deckenfresko der Pfarrkirche darstellen ließen bzw. dort verewigt wurden. Die Besucher der Kirche werden diese Szenen jedenfalls mit anderen Augen sehen.

Emma Mages

Daniel Nosko, Das Ende der konfessionellen Parität. Die Auseinandersetzungen um das Regensburger St. Katharinenhospital in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 23) Regensburg: edition vulpes 2017; 88 S.; ISBN 978-3-959112-97-6; 16,- Euro

Die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (R. Koselleck) zeigte sich auch im Jahr 1913: Niels Bohr postulierte sein Atommodell, die ersten Loopings der Luftfahrtgeschichte wurden geflogen, Sigmund Freud veröffentlichte *Totem und Tabu* und in Großbritannien sowie den Vereinigten Staaten kämpften Suffragetten für das Frauenwahlrecht. In Regensburg endete im nämlichen Jahr der letzte Ausläufer der konfessionellen Streitigkeiten, die das St. Katharinenhospital seit der Einführung der Reformation in der Reichsstadt belastet hatten. Wie es zu dieser bemerkenswert späten Abwicklung einer Folge der Glaubens-

spaltung kam, analysiert Daniel Nosko in seiner hervorragenden Zulassungsarbeit, die in den *Regensburger Beiträgen zur Regionalgeschichte* erschienen ist.

Seit seiner Gründung im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts unterstand das Katharinenhospital, das in den Quellen bezeichnenderweise auch als „Regensburger Bürgerspital“ firmiert, Bürgerschaft und Bischof gleichermaßen. Als hochgradig spannungsgeladen erwies sich diese Konstellation seit der Einführung der Reformation in der Reichsstadt. Entschärft – aber nicht gelöst – wurde dieser Konflikt 1571 durch die paritätische Aus-

gestaltung des Spitals. Das Leitungsgremium bestand wie zuvor aus acht Personen: vier geistlichen Spitalräten aus dem Domkapitel, die dem Gremium *ex officio* angehörten, sowie vier weltlichen Kollegen aus der Regensburger Bürgerschaft. Schied ein Vertreter der zweiten Gruppe aus, wählten die verbliebenen Räte einen Ersatz – auch das entsprach noch dem Herkommen. Neu war dagegen ein Präsentationsrecht für die vier Laienräte, das der Regensburger Magistrat innehatte und das dauerhaft für eine konfessionelle Patt-situation im Spitalrat sorgte. Die Insassen des Spitals gehörten ebenfalls beiden Konfessionen an. Endgültig fixiert wurde diese Regelung, die den Zeitgenossen als tragfähiger Kompromiss erscheinen musste, durch den Westfälischen Frieden. Allerdings veränderten sich langfristig die Rahmenbedingungen: Das Anwachsen der katholischen Einwohnerschaft Regensburgs, eine damit verbundene Verschränkung von sozialer und konfessioneller Frage sowie eine Verschärfung der konfessionellen Fronten im 19. Jahrhundert führten zu vermehrten Streitigkeiten im und um das Spital. Es ist ein erstes großes Verdienst der zu besprechenden Untersuchung, diese komplexen Sachverhalte konzipiert darzulegen und so die „Verbindung der Spitalgeschichte mit der Regensburger Stadt- und Sozialgeschichte“ (S. 11) herauszuarbeiten. Ebenfalls hier schon hervorzuheben ist die gewissenhafte Arbeitsweise Noskos; es erscheint in dieser Hinsicht fast beckenmessersch, auf das einzige Versehen hinzuweisen, das der Rezensent bemerkte: Der Kompromiss von 1571 wurde zwar in Augsburg, aber nicht im Rahmen eines Reichstags erzielt (vgl. S. 29).

Das Hauptanliegen Noskos ist es, die Aufhebung der konfessionellen Parität im Katharinenhospital zu untersuchen. Es handelt sich um einen langwierigen Entflechtungsprozess,

der bereits 1868 vom Regensburger Magistrat angestoßen wurde, um „ein entscheidendes Hindernis für den konfessionellen Frieden in der Stadt“ (S. 33) aus dem Weg zu schaffen. Den Verlauf der folgenden komplizierten Verhandlungen, an deren Ende 1891 das Spital gegen eine Ausgleichszahlung von 400.000 Mark der katholischen Bürgerschaft übertragen wurde, rekonstruiert Nosko minutiös aus den Quellenbeständen des Spitalarchivs, des Regensburger Stadtarchivs und des Staatsarchivs Amberg. Dem Autor gelingt es, eine dichte und faktenge-sättigte Beschreibung der Ereignisse mit einer einleuchtenden Analyse der (teilweise wechselnden) Ziele und Taktiken der Verhandlungspartner mustergültig zu verbinden. Verstärkt wird dieser positive Eindruck durch die vorbildliche Lesbarkeit des Texts, die auf ein gehobenes Sprachniveau ohne jeden Manierismus zurückzuführen ist. Ein kombiniertes Sach- und Personenregister erschließt den Band.

Die vertragliche Einigung von 1861 markierte aber immer noch nicht den vollständigen Abschluss der konfessionell induzierten Spannungen um das Spital, da nun durch zwei Instanzen um den Fortbestand des städtischen Präsentationsrechtes gestritten wurde. Das Bayerische Verwaltungsgericht urteilte schließlich, dass das Präsentationsrecht seinerzeit den Bürgern und nicht der Reichsstadt eingeräumt worden sei, weshalb es nicht von der Mediatisierung berührt worden sei. So endet die rundum gelungene Untersuchung Noskos mit der feinen Pointe, dass eine Regelung, geschaffen vor über 450 Jahren, um den Konfessionsgegensatz auszubalancieren, in der modernen, weitgehend entkonfessionalisierten Stadtgesellschaft noch immer Anwendung findet – eine weitere „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“.

Christian M. König

Camilla Weber (Hg.), Ignatius von Senestrey (1818–1906) zum 200. Geburtstag. Beiträge zu seinem Leben und Wirken (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 52) Regensburg: Verlag für Regensburger Bistums-geschichte 2018; 390 S.: ill; ISSN 0552-6619; 39,- Euro

Im Bewusstsein der breiten Bevölkerung hat sich Bischof Senestrey durch die Vollendung der Domtürme einen Namen gemacht. So wartete die Feier der 150-jährigen Vollendung der Domtürme im Jahr 2019 mit einer Ausstellung, topographischen Stelen

mit schönen Domblicken und einer Illumination der Domtürme auf und versuchte das Wahrzeichen der Stadt gebührend zu feiern. Der Neubau des Museums für Bayerische Geschichte mit seinem Panoramafenster auf die Domtürme schien dieses Vorhaben unter-

stützen zu wollen. Immer wieder fiel in diesem Zusammenhang der Name des Bischofs Senestrey, dem die Vollendung der Domtürme gelungen war.

Die Herausgeber der Beiträge der Regensburger Bistumsgeschichte hatten den 200. Geburtstag des Bischofs ein Jahr zuvor zum Anlass genommen, ihm den Jahresband zu widmen. Bischof Senestrey war eine höchst ambivalente Persönlichkeit. Seine Freundschaft zum Sekretär des Königs, Franz Seraph von Pfistermeister, verschaffte ihm den Zugang zum Bischofsamt. Die Beziehung zu König Max II. war eng, während sie sich zu seinem Nachfolger König Ludwig II. eher abkühlte, wie Hannelore Putz in ihrem Beitrag darstellt. Die Rolle Senestreys bei den bayerischen Bischofskonferenzen war unterschiedlich: war er anfangs die treibende Kraft, so war er am Schluss eher der Spalter und Verhinderer, wie Wolfgang Vogl in seinem Artikel ausführt. So ergab sich die eigentümliche Situation, dass er einerseits auf dem Ersten Vatikanischen Konzil weltkirchlich eine Schlüsselrolle spielte und über beste Verbindungen zum Heiligen Stuhl verfügte, andererseits aber innerhalb des bayerischen Episkopats immer wieder isoliert war und mit seinen Alleingängen zunehmend die Aktionseinheit der Bischöfe belastete.

Die Rolle auf dem Ersten Vatikanischen Konzil entfaltet der Beitrag von Karl Hausberger. Er kann sich dabei nicht nur auf eigene gewichtige Vorarbeiten stützen, sondern vor allem auch auf die Forschungsergebnisse des Kirchenhistorikers Klaus Schatz. Dieser hat das Konzilstagebuch von Senestrey ediert und kommentiert. Kardinal Manning, der Erzbischof von Westminster, und Bischof Senestrey hatten schon am 28. Juni 1867, am Vorabend des Festes Peter und Paul anlässlich der mit großem Aufwand begangenen 1800-Jahr-Feier des Martyriums von Petrus und Paulus am Petrusgrab das Gelübde abgelegt, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, damit die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes definiert würde. Sie waren der Überzeugung, dass nach dem Tribut des Geldes (Peterspfennig) und dem Tribut des Blutes (Verteidigung des Kirchenstaates) nun auch der Tribut des Verstandes (Unterwerfung unter den Papst) zu entrichten sei. Klaus Schatz kommt zu dem Urteil, dass das Zustandekommen des Unfehlbarkeitsdogmas der persönliche Sieg von Senestrey und Man-

ning war. Es ist kaum vorstellbar, dass es ohne die konstante und zielbewusste Agitation dieser beiden Männer zu diesem Ergebnis gekommen wäre. 80 % der Konzilsväter waren zwar grundsätzlich einer Definition der Unfehlbarkeit gegenüber aufgeschlossen, hätten sie aber niemals zum Mittelpunkt des Konzils und zu seinem Hauptprogramm gemacht. Man wird Senestrey – so Klaus Schatz – nicht von der schweren Verantwortung für die Zuspitzung der Gegensätze, für die Spaltung innerhalb des Konzils und für das Ausbleiben einer ausgewogenen Definition freisprechen können. Mit diesem Zitat beschließt auch Karl Hausberger seinen Beitrag.

Lange hat man versucht, Senestrey in die Kontinuität der Bischöfe des 19. Jahrhunderts zu stellen. So hat der aus Waldsassen stammende Anton Döberl (1879 bis 1940) – Regens am Priesterseminar in Regensburg, Domkapitular und Generalvikar sowie Spezialist für bayerische Kirchengeschichte – ein allzu harmonisches Bild der Bischofsfiguren gezeichnet: „Sailer hat abgebrochene Kirchenmauern wieder aufgerichtet und da wieder pulsierendes Leben erweckt, wo noch eben arger Schutt gefallener Ruinen lagerte. Reisach hat den neuen Bau höher geführt und in der Reform des Klerus kräftigere Strebpfeiler angesetzt – Das Banner kirchlicher Freiheit und Reform, das den müden Händen Reisachs entsunken war, hat ein anderer Germaniker, durch seinen dreijährigen Aufenthalt in Eichstätt ein Schüler Reisachs wieder aufgehoben und es getragen im Kampf um die Schule, im Kampf um die Kirche, den Blick noch fester nach Rom gerichtet: Bischof Senestrey.“ Klaus Unterburger befreit nun Bischof Senestrey aus diesem bis dato offiziellen und weit verbreiteten Bild und beschreibt ihn als Bischof im Zwielicht: Senestrey war permanenten Erpressungen ausgesetzt – über die Gründe wird bis heute gerätselt – und befand sich in argen finanziellen Nöten. Sicherheit suchte er nicht nur im Schutz eines infalliblen Papstes, sondern auch unter der Obhut der „Höheren Leitung“, der Seherin Louise Beck, die von den Beichtvätern der Redemptoristen ferngesteuert wurde. Senestrey wurde instrumentalisiert, um seinen Vorgänger Johann Michael Sailer auf den Index zu bringen. Senestrey trat nach dem Tod von Reisach dessen Rolle als Protektor der Redemptoristen an. Um ihr

Ordensmitglied Klemens Maria Hofbauer selig sprechen zu können, sollte Sailer, über den Hofbauer ein negatives Gutachten geschrieben hatte, noch posthum indiziert werden. Es handelt sich hier um eines der abstrusesten und abgründigsten Kapitel in der bayerischen Kirchengeschichte.

Der Bamberger Priester Josef Müller, der die Zeitschrift „Renaissance“ herausgab und Licht in die Affären Senestreys bringen wollte, wurde vom Bistum Regensburg rigoros verfolgt und in seiner wirtschaftlichen Exis-

tenz bedroht. Er musste gegen seine eigene Überzeugung Abbitte leisten.

Es steht zu hoffen, dass das Bistum Regensburg die Rolle Senestreys umfassend aufklärt, alle diesbezüglichen Quellen heranzieht und seinerseits eine Entschuldigung gegenüber Müller ausspricht, dem schweres Unrecht widerfahren ist.

Der aktuell diskutierte Missbrauch in der Kirche hat eine seiner Wurzeln auch im 19. Jahrhundert.

Erich Garhammer

Michael Schwalb, Max Reger. Der konservative Modernist, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2018; 143 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2877-3; 14,95 Euro

Da hat sich der Musikredakteur Michael Schwalb mit dem Komponisten Max Reger einen in der Oberpfalz, wo die Biographie erschien, bekannten, im übrigen Deutschland jedoch weitgehend unbekanntem und nicht unumstrittenen Komponisten vorgenommen. Mit Arbeitswut und Alkohol versuchte Reger seine Depressionen, seine Wahnvorstellungen, seine Krankheiten in den Griff zu bekommen. Im unterhaltsamen Wechsel schildert Schwalb den Werdegang des Künstlers, dessen künstlerisches Schaffen, seine oftmalsige Selbstüberschätzung, wechselnd mit mangelndem Selbstvertrauen, seine Existenzängste, seine Probleme im familiären und gesellschaftlichen Umgang.

Angenehm, ja manchmal sogar spannend zu lesen, befasst sich der Autor mit dem musikalischen Werdegang des Musikers, seinen Lehrern und Förderern und seinen mit zunehmendem Alter wechselnden Vorlieben für Komponisten „vor seiner Zeit“, wie auch mit seinen musikalischen Neigungen und Abneigungen. So stehen Choräle, Orgelwerke und Kammermusik primär für sein musikalisches Schaffen, wogegen ihm beispielsweise Opern zuwider waren.

So wie Regers musikalisches Schaffen Brüche aufweist, verlief auch sein beruflicher und privater Werdegang holprig. Nach seinen „Lehrjahren“ in Weiden und Wiesbaden einem anfangs auch seinen desolaten finanziellen Verhältnissen geschuldeter Wechsel in unterschiedlichste Engagements oder nach ersten Konzerten als Schüler, Privatunterricht, Militär, Krankheit, Arbeitswut. Erste Erfolge nach dem Umzug der Familie nach München, Anerkennung in Leipzig, Dr.phil.,

Dr.h.c., Professor, gut dotierter Hofkapellmeister und Hofrat, Misserfolge, Tod in Leipzig, Urnenbeisetzung in Jena.

Privat litt Max Reger unter seinem „Über“-Vater, der für das musikalische Debüt seines Sohnes kein Verständnis hatte. Finanziell anfangs vom Elternhaus abhängig, schaffte er, unterstützt von seinem Freund, dem Interpreten Karl Straube und von Musiktheoretiker Hugo Riemann, trotz allem den Durchbruch. Reger, Katholik aus strenggläubigem Elternhaus, heiratete nach anfänglicher Werbung die geschiedene Protestantin Elsa von Bercken. Aus der Ehe scheint im Laufe der Jahre eine Zweckgemeinschaft mit zwei das Paar verbindenden Adoptivtöchtern geworden zu sein.

Kurzweilig zu lesen, gelingt Schwalb wunderbar der wiederholte Wechsel von der Person Regers mit all seinen Stärken und Schwächen zum musikalischen Schaffen mit all seinen Erfolgen und Misserfolgen. Interessant, eigentlich widersprüchlich und deswegen sicher einmalig, ist die Hinwendung Regers zu „vorwiegend funktional liturgischer Musik seiner eigenen katholischen Konfession“ zum „protestantischen Choral“, den er, der aus anderem Glaubensverständnis Kommende, als „virtuose Orgeltradition“ kennenlernte. Schwalb sieht die Ursache im Simultaneum, wohl dem einzigen landesweiten in Deutschland, in dem Weiden neben Sulzbach religiöses Zentrum war und teilweise heute noch ist.

Was blieb? Außer seinen Werken sein Grab in München – seine Witwe ließ nach ihrem Umzug dorthin die Umbettung vornehmen. Seine Büste in der Walhalla (seit 1948),

die Enthüllung einer Gedenktafel in Leipzig anlässlich seines 100. Todestages und, neben Gedenken in regionalen Museen wie Meiningen und Weiden, die Weidener Max-Reger-Tage und das Max-Reger-Institut in Karlsruhe.

Einziges Wermutstropfen an dem handlichen Büchlein ist der Umstand, dass es nach zweimaligem Durchblättern, ungewohnt für ein renommiertes Verlagshaus wie Friedrich Pustet, der schlechten Bindung wegen ein loses Blattwerk ist.

Dieter Dörner

Le Pour et le Contre. Die Zeitung der französischen Kriegsgefangenen in Regensburg 1916/17. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Manfred L. Weichmann. Hg. von *Isabella von Treskow* (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 1), Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2019; 179 S.; ISBN 978-3-7917-3079-0; 24,95 Euro

Bernhard Lübbers – Isabella von Treskow (Hg.), *Kriegsgefangenschaft 1914–1919: Kollektive Erfahrung, kulturelles Leben, Regensburger Realität* (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 2), Regensburg 2019; 396 S.; ISBN 978-3-7917-3-080-6; 39,95 Euro

Der Erste Weltkrieg, die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, gibt auch über einhundert Jahre nach seinem Ende Anlass zu seiner Erforschung. Insbesondere das Gedenken in Folge des 100-jährigen Jahrestages des Kriegsausbruchs hat sowohl in der historischen Forschung als auch in den Medien einen starken Widerhall gehabt. Standen für vergangene Historikergenerationen die für die Bewertung des Ereignisses wichtigen Fragen der Kriegsschuld (Fischer-Kontroverse) oder der machtpolitischen Motive der kriegsbeteiligten Staaten im Vordergrund, sind es vor allem authentische Zeugnisse der Bevölkerung und der Soldaten, welche nun bereits seit einiger Zeit im Zentrum des Interesses stehen.

Und das nicht nur in der geschichtswissenschaftlichen Forschung: mediale Aktionen wie die Sammlung von Soldatenbriefen für eine Radiosendung (France Radio und Deutschlandfunk), in der Zeitzeugnisse zum Gedenken verlesen wurden¹ oder die angelegte Themensammlung im europäischen

Kulturportal Europeana² seien hier nur exemplarisch genannt. Neben politischen Memoiren hoher Vertreter der kriegsbeteiligten Mächte und den Akten der Behörden und Ministerien können vor allem Gebrauchsliteratur und Presse-Erzeugnisse die inzwischen fern gewordene Welt der zusammenbrechenden Belle Époque greifbar werden lassen. Im Vergleich zu älteren Konflikten scheint die Quellenlage, insbesondere, was die private Kommunikation von Kriegsteilnehmenden angeht, sehr gut. Nicht nur, dass die Alphabetisierungsrate in Europa hoch und somit die wichtigste Voraussetzung gegeben war: die Kommunikation wurde von politischer Seite aufgrund ihres Einflusses auf die Moral der Truppen und – wenn auch durch die Zensur gelenkt –³ als innenpolitischer Faktor gefördert. Neben der interpersonellen Kommunikation waren Gruppenkommunikation wie die Feldzeitungen weit verbreitet. In diesen Kommunikationskontext gehören in gewisser Weise auch Kriegsgefangenenzeitungen.

¹ Erika STUBENHÖFER, Rezension zu: Deutschlandfunk – Sendungen: Feldpostbriefe – Lettres de poilus, in: H-Soz-Kult, 12.09.2003, <https://www.hsozkult.de/webreview/id/rezwww-6> (20.08.2020).

² <https://www.europeana.eu/de/collections/topic/83-1914-1918> (20.08.2020).

³ Benjamin ZIEMANN, Feldpostbriefe und ihre Zensur in den zwei Weltkriegen, in: Klaus BEYRER – Norbert ABELS, *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 1)*, Heidelberg 21997, S. 163–171; Olivier FORCADE, *Censure, secret et opinion en France de 1914 à 1919*, in: *Matériaux pour l'histoire de notre temps* 58 (2000) Heft 1, S. 45–53.

Ausgangspunkt der hier besprochenen Publikationen ist ein Glücksfall für Regensburg, die Erwerbung der Kriegsgefangenenzeitung *Le Pour et le Contre – Journal des Prisonniers de Regensburg* durch die Staatliche Bibliothek Regensburg.⁴ Diese zog eine Forschungsgeschichte nach sich, die in gewisser Weise idealtypisch ist. Denn an diese Erwerbung der örtlichen Gedächtnisinstitution schloss sich rege interdisziplinäre Forschung an, welche sich nicht auf die lokale Geschichtsforschung beschränkte. Wissenschaftlicher Methode folgend, stand auch bei der Publikation die Quelle selbst an erster Stelle und wurde in einem von Regensburger RomanistInnen vorgelegten Quellenband dem deutschen LeserInnen zugänglich gemacht. Er enthält eine Auswahl von Artikeln der Zeitung in Übersetzung mit kritischen Anmerkungen. Die Beiträge der französischen Kriegsgefangenen sind chronologisch sortiert. Zwar sind nicht alle übersetzten Artikel abgebildet, aber dies ist sicherlich auch nicht notwendig. Einen Eindruck von der Machart der Zeitung erhält man aber durchaus, da exemplarisch (S. 80–83) einige Seiten als Bild abgedruckt sind. Sind diese zwar leider nicht den Texten zugeordnet, so lassen sie dennoch erkennen, welchen Eindruck die handschriftliche Zeitung hinterlässt. Der Lesende findet zudem im Anhang den Hinweis, dass die Quelle in ihrer Gänze im Kulturportal Bavarikon verfügbar ist.⁵ Diese Vorgehensweise der Publikation ist nicht nur zeitgemäß, sondern bietet eine gute Auffindbarkeit durch den Nachweis in bibliothekarischen Systemen und garantiert eine nachhaltige Verfügbarkeit. Als Schlaglichter sind zusätzlich Illustrationen aus der Quelle bei den entsprechenden Übersetzungen beigegeben, etwa eine Abbildung eines als „Ersatzfußball“ gespielten Sports des „Kartoffelturniers“⁶ oder die Zeichnung der Gefangenkapelle.⁷

Die Auswahl der Texte ist thematisch breit und jeder Text verdeutlicht exemplarisch ein Thema aus dem Lebenskontext der Kriegsgefangenen. Das Umfeld wird zum Teil ebenfalls thematisiert und so bietet die abgedruckte Reihe „Regensburg im Wandel der Zeit“ einen wertvollen Beitrag zur Sicht der Gefangenen auf die Donaustadt, die insbesondere für die Regionalgeschichtsschreibung von hohem Wert sein dürfte. Der Wert der Quelle und der Auswahl ist insgesamt hoch einzuschätzen, denn nicht nur handelt es sich um ein Zeugnis, das nicht wie die Ego-Dokumente der Kriegsbeteiligten seit Jahrzehnten im Zentrum des Interesses stand, sondern eine fast vergessene Episode Regensburger Geschichte in den Blick rückt.

Einblicke in die Situation der Kriegsgefangenen und der psychischen Belastungen werden mit einem Artikel über die Gefangenenkrankheit (*le cafard*)⁸ ebenso gegeben wie auch Artikel in der Zeitung zu finden sind, welche den Kampf gegen diese zum Inhalt haben. Hier sind insbesondere Beschreibungen kultureller Aktivitäten wie Musik und Theater, aber auch sportliche Aktivitäten zu nennen, doch auch Humor und Zeitvertreib kommen nicht zu kurz. Besonders der umfangreiche Anmerkungsapparat ist hervorzuheben, der keines der erwähnten Musik- oder Theaterstücke, kein Werk der Literatur unerläutert stehen lässt und beispielsweise bei weniger bekannten Künstlern weiterhilft. Warum allerdings ein Sprachrätsel, welches im Deutschen nicht nachvollziehbar ist, übersetzt Eingang in die Sammlung gefunden hat, ist nicht verständlich.⁹

Ganz im Sinne moderner Fragestellungen wie beispielsweise der Mentalitäten- oder Gendergeschichte werden auch Beiträge zu Rollendiskursen oder Religiosität geliefert. Ganz getreu dem Diskursivität suggerierenden Zeitungstitel – das Vorwort des Chefredakteurs Lamy bekräftigt es gleich in der

⁴ *Le Pour et le Contre*. Die Zeitung der französischen Kriegsgefangenen in Regensburg 1916/17. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Manfred L. WEICHMANN, hg. von Isabella VON TRESKOW (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 1), Regensburg 2019, S. 11.

⁵ <https://bavarikon.de/object/bav:SBR-OBJ-00000BSB00079486> (20.08.2020).

⁶ *Le Pour et le Contre* (wie Anm. 4) S. 112.

⁷ Ebd., S. 124.

⁸ Ebd., S. 19.

⁹ „Le coin des chercheurs“. Ebd., S. 163.

ersten Ausgabe –¹⁰ sind in einigen Fällen ein Artikel und eine Replik zu finden, wenn es etwa um die Rolle der Frau und den Bevölkerungsrückgang geht.¹¹ Die hier vorgebrachten Argumente, Haltungen und Vorwürfe sind für oben genannte Fragestellungen eine ergiebige Fundgrube.

Nach der Lektüre des Quellenbandes bleibt ein positives Fazit mit nur kleinen Einschränkungen, die allerdings nicht der Vorgehensweise oder dem Inhalt geschuldet, sondern verständlich sind: Jeder, der eine Quelle auswählt und präsentiert, ist von ihrer Aussagekraft überzeugt. Es gehört zur kritischen Analyse, sich der Grenzen einer Quelle bewusst zu werden und dies bedeutet im Konkreten, dass der am Weltkrieg an sich Interessierte, bereits aufgrund der Zensur kaum fündig wird. Auch politische Aussagen wird man vergebens suchen, wie insgesamt das Zusammenleben mit der Regensburger Bevölkerung ausgeklammert bleibt. Die Frage der Repräsentativität der in den Artikeln geäußerten Meinungen sollte zwar nicht gering, aber auch nicht zu hoch eingeschätzt werden. Diese Punkte können jedoch nicht den Herausgebern des Bandes angelastet werden, allerdings wäre eine Problematisierung der Grenzen der Quelle bereits an dieser Stelle angemessen gewesen. Auch die Erläuterung der Kriterien der Auswahl hätten aber nach der Meinung des Verfassers dieser Rezension ebenso wie ein umfangreicheres Literaturverzeichnis für die weitere Beschäftigung mit dem Thema durchaus im ansonsten sehr lesenswerten Nachwort ihren Platz finden können.

Dieses kleine Manko wird allerdings durch den Konferenzband zu der beschriebenen Quelle mehr als kompensiert: In Zusammenschau der vorliegenden zwei Bände wird deutlich, wie fruchtbar wissenschaftliche Arbeit sein kann, wenn nicht auf die Interpretation einer Quelle durch eine Disziplin

beharrt wird, sondern in einer angemessenen Vorgehensweise zunächst eine Quelle publiziert und anschließend von verschiedenen Blickwinkeln (der Wissenschaften mit Bezug) diskutiert wird.

Die Themen einiger genuin geschichtswissenschaftlicher Beiträge sind in ihrer Funktion der Kontextualisierung erwartbar und notwendig gewesen, etwa, wenn es um die Protagonisten, französische Kriegsgefangene während des Ersten Weltkriegs [Beitrag Hinz, S. 248], oder der Einordnung der Quelle [Beitrag Pöppinghege, S. 268] geht. Bei allem Interesse an allgemeinen Darstellungen ist oft die Konkretisierung das Reizvolle. Die Frage nach dem Ort des Gefangeneneragers auf der Insel Unterer Wöhrd [Beitrag Bohmann, S. 124] oder die Rezeption des Lagerlebens in der lokalen Presse [Beitrag Köglmeier, S. 175] bringt vergessene Geschichte, an die kein Denkmal erinnert, ins Gedächtnis. Schließlich werden auch konkrete Fragen des Lagerlebens wie der Organisation des Zahlungsverkehrs und seiner konkreten Überreste [Beitrag Emmerig, S. 131] behandelt. Der Verweis auf andere französische Kriegsgefangenenzeitschriften [Beitrag Treskow, S. 46] liefert wichtige Hinweise darauf, in welcher Hinsicht die Regensburger Zeitung sich von anderen unterscheidet – nicht ohne auf Gemeinsamkeiten wie die Verwendung eines Lager-Argots oder die Funktion der Zeitschriften als „Antidot gegen Verzweiflung“ einzugehen.¹²

Überraschend und vielseitig fachkundig erklärt sind die Beiträge zur Lagerkultur (oder den „Lagerkulturen“¹³), die das Bestreben einer Gruppe „marginalisierter Menschen in einer marginalisierten Situation im Ersten Weltkrieg“¹⁴ dokumentieren, auch in der Fremde Anteil am kulturellen Leben der eigenen Heimat zu haben. Der Beitrag zur Erhaltung der kulturellen Identität wird musikalisch [Beitrag Fontaine, S. 89] betrachtet

¹⁰ Ebd., S. 18.

¹¹ André Burckhardt, Ein paar Worte über den Feminismus, ebd., S. 109; Replik von Gustave Audbourg, Antwort an einen Feministen, ebd., S. 120.

¹² Treskow, in: Bernhard LÜBBERS – Isabella VON TRESKOW (Hg.), Kriegsgefangenschaft 1914–1919: Kollektive Erfahrung, kulturelles Leben, Regensburger Realität (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 2), Regensburg 2019, S. 84.

¹³ Pöppinghege, in: ebd., S. 268.

¹⁴ Treskow, in: ebd., S. 82.

und ebenso aufs (Laien-)Theater [Beitrag Ascholt, S. 159] bezogen analysiert. Schließlich werden in einem Beitrag zur Regensburger Gefangenenbibliothek [Beitrag Lübbers, S. 325] das Verlangen nach Lektüre durch die Gefangenen besprochen. Anschließend muss noch auf Beiträge hingewiesen werden, die weniger auf das Festhalten an kultureller Betätigung als Reflex auf den Ausnahmezustand der Gefangenschaft – und sicherlich ist nicht jeder der 2500 Gefangenen durch kulturelle Betätigung der bedrückenden Situation entflohen – verweisen und Zugänge zur Lebens- und Gedankenwelt der Zeit und ihrer Gefangenen ermöglichen. So finden sich Beiträge, die sich mit Rassismen in Feldzeitungen [Beitrag Nelson, S. 282], Diskriminierung unterschiedlicher Gefangenengruppen [Beitrag Nagornaja, S. 233] beschäftigen. Das sprachliche Phänomen des „argot des tranchées“, welcher bereits kurz nach Kriegsbeginn Gegenstand von Publikationen war¹⁵ und andere sprachliche Ausdrucksformen wie sie in Kriegskorrespondenz [Beitrag Große, S. 305] oder sogar als Tonzeugnis [Beitrag Lange, S. 366] auftreten, sind ebenfalls behandelt.

Insgesamt kann dem an der Grande Guerre Interessierten die Lektüre der Quelle und die facettenreiche Interpretation nur ans Herz gelegt werden. Methodisch ist es überzeugend, dass eine Quelle als Ausgangspunkt für eine produktive Zusammenarbeit zwischen Gedächtnisinstitution, der Geschichtswissenschaft und der romanistischen (und weiterer) Forschung gedient hat. Der Erste Weltkrieg ist als gesellschaftliches Ereignis nur multiperspektivisch zu betrachten, eine Tatsache, die auch in der wissenschaftlichen Betrachtung Multidisziplinarität erfordert. Es steht zu hoffen, dass diese Regensburger Sicht auf einen ein wenig aus dem Blick geratenen Aspekt des Ersten Weltkriegs weiterverfolgt und ausgebaut wird. Es macht zudem – und hier kann der Verfasser diese Rezension als Bibliothekar nicht aus seiner Haut – deutlich, dass die bibliothekarische Praxis einer wissenschaftlichen Bibliothek mit regionalem Sammelauftrag sich nicht auf Verwahren und Verwalten beschränken darf [Beitrag Lübbers, S. 33], sondern Impulse für ertragreiche Forschung geben kann und muss.

Christian Winkler

¹⁵ Lazare SAINEAN, *L'argot des tranchées. D'après les lettres des poilus et les journaux du front*, Paris 1915.

Alfred Wolfsteiner, „Der stärkste Mann des Katholizismus in Deutschland“. Pater Augustin Rösch und sein Kampf gegen den Nationalsozialismus, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2018; 120 S.: ill; ISBN 978-3-7917-2979-4; 12,95 Euro

Alfred Wolfsteiner, langjähriger Leiter der Stadtbibliothek Schwandorf und profunder Kenner der Lokalgeschichte, skizziert das Leben und Wirken des Jesuitenpaters Augustin Rösch (1893–1961), dessen Geburtstag sich im Jahr 2018 zum 125. Mal jährte. Er nimmt dieses Jubiläum zum Anlass, um den Ordensmann, Widerstandskämpfer und späteren Landescaritasdirektor einem breiteren Publikum näherzubringen.

Im Jahr 1859 wird Augustin als Sohn von Fanny und Philipp Jakob Rösch in der Industriestadt Schwandorf geboren. Sein Vater, ein strebsamer Oberlokomotivführer, wollte seinem Sohn eine höhere Schulbildung ermöglichen und ließ sich aufgrund der fehlenden Institutionen in Schwandorf nach Rosenheim versetzen. Nach erfolgreichem

Abitur entschied sich Augustin für den Ordensberuf und trat 1912 ins Noviziat des Jesuitenordens in Feldkirch-Tisis ein. Der Erste Weltkrieg unterbrach sein Leben im Orden, denn Rösch wurde eingezogen und war am Ende als Leutnant im direkten Kriegseinsatz. Ein Kriegstagebuch erlaubt es, die Einschätzung des Jesuiten, „durch Krieg den Frieden auf menschlichere Weise zu erreichen“ (S. 25), nachzuvollziehen. Diese damalige Lehre der Kirche hatte Rösch vermutlich verinnerlicht und ein Stück weit auch als Legitimation seines Handelns gesehen.

Nach der Demobilisierung setzte er sein Studium fort und arbeitete anschließend als Erzieher und Präfekt an der Stella Matutina in Feldkirch, bevor er schließlich seine theologischen Studien beenden konnte und im

Jahr 1925 zum Priester geweiht wurde. Als Generalspräfekt kehrte er 1929 nach Stella Matutina zurück und kam erstmals mit Alfred Dep, einem ihm untergeordneten Präfekten und späteren Widerstandskämpfer, in Kontakt. Seine strebsame Art bescherte ihm 1935 sozusagen einen beruflichen Aufstieg, denn er wurde als Provinzial der Oberdeutschen Provinz der Jesuiten nach München berufen. Sein angespanntes Verhältnis zum Nationalsozialismus, das Vorgehen der Nationalsozialisten gegen die Jesuiten (darunter der Fall Pater Rupert Mayer) sowie den Kirchenkampf zeichnet der Autor sehr gut nach und liefert so stückweise Erklärungen für den späteren Widerstand von Rösch.

Ab dem Jahr 1941 stellte sich der Jesuit aktiv gegen die Nationalsozialisten und die angedachten Klosterauflösungen, zudem engagierte er sich im *Ausschuss für Ordensangelegenheiten*. Neben den initiierten Hirtenbriefen stellten die Ausschussmitglieder eine Verbindung zum Kreisauer Kreis her und Rösch führte auch die beiden Patres Lothar König und Alfred Delp in den Kreis

ein. Nach der Enttarnung des Kreisauer Kreises wurde Rösch steckbrieflich gesucht und taucht zunächst unter. Er wurde jedoch entdeckt und verhaftet, doch er überlebt die Inhaftierung – die Umstände seiner Entlassung bzw. Flucht sind nicht eindeutig. In der Einleitung wird von einem Bombentreffer auf das Gefängnis als glücklicher Umstand zur Flucht erzählt. Im weiteren Verlauf des Buches wird eine reguläre Entlassung mit einem Entlassungsschein erwähnt. Trotz dieses Widerspruchs ist diese biographische Skizze des Paters Augustin Rösch inhaltlich und wissenschaftlich betrachtet sehr bemerkenswert. Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm er als Mitglied des bayerischen Senats und als Landescaritasdirektor in Bayern bis zu seinem Tod im Jahr 1961 erneut Verantwortung. Sein Kindheitswunsch, einmal Märtyrer zu werden, erfüllte sich nicht. Aber sein unerschütterliches Engagement hatte ihm verdienstermaßen die Beschreibung, „der stärkste Mann des Katholizismus in Deutschland“ zu sein, durch Helmuth James Graf von Moltke „beschert“!

Raffael Parzefall

Peter Morsbach – Stefan Effenhauser, Alltag. Wandel. Leben. Regensburgs erster Stadtfotograf Christoph Lang 1937 bis 1959, Regensburg: Morsbach Verlag 2018; 160 S.: ill.; ISBN 978-3-96018-057-9; 25,- Euro

Nur sehr wenige Menschen können sich heute noch daran zurückerinnern, wann die Donau in Regensburg das letzte Mal vollständig zugefroren war, oder wie grün und idyllisch die Sommermonate vor rund 60 Jahren in der Gegend um das heutige Weichs gewesen sein müssen. Andere Gegebenheiten vergangener Zeit sind hingegen auch heute noch vielen geläufig, so beispielsweise die Straßebahn, die jahrzehntelang das Stadtbild prägte – inklusive einer Linie über die Steinerne Brücke. Christoph Lang (1895–1966) hat all dies bildlich festgehalten, als „erster Regensburger Stadtfotograf“ kann man ihn heute mit seinen ca. 20.000 Aufnahmen – diese befinden sich überwiegend in der städtischen Bilddokumentation – als das fotografische Gedächtnis der Stadt Regensburg von den 1930er bis in die 1960er Jahre bezeichnen, ihm und seinem Werk widmen Peter Mors-

bach und Stefan Effenhauser nun diesen eindrucksvollen Bildband.¹

Der Band zeigt einen kleinen, behutsam ausgewählten Querschnitt durch die Fotografien des zum Modellbauer und Bildhauer ausgebildeten Christoph Lang, der auch Mitglied der NSDAP war, über dessen Leben aber ansonsten nicht viel bekannt ist. Denn auch wenn die Herausgeber zu Recht betonen, dass man durch die Betrachtung der Fotografien mehr über die Person Christoph Lang erfährt, so beschränkt sich dies in erster Linie auf seine Arbeit als Stadtfotograf. So zeigt beispielsweise eine seiner Fotografien auf Seite 117 die am 29. Juni 1941 bis auf den letzten Quadratmillimeter mit überwiegend jungen Männern und Frauen gefüllte Minoritenkirche, die Menschenmenge jubelt darin anlässlich einer Feierstunde das NS-Regime. Der Standpunkt des Fotografen ist bei diesem

¹ Die Ausstellung über Christoph Langs historische Fotografien war im Winter 2017/2018 in der Stadtbücherei zu sehen.

Bild ebenso ein Erhöhter wie auf seinen zahlreichen anderen Fotografien, die den städtischen Alltag vor oder nach dem Krieg abbilden (so auf S. 59 eine Fotografie, in der der Verkehr auf der Steinernen Brücke im Jahr 1937 aus einem erhöhten Standpunkt zu sehen ist, oder auch auf S. 80/81, hier wird die Gegend um Weichs im Jahr 1952 von der Nibelungenbrücke herab bildlich festgehalten), Christoph Lang scheint also situationsunabhängig stets vor allem die beste Perspektive für seine Fotografien gesucht zu haben, ob und welchen emotionalen Bezug er zu den abgelichteten Ereignissen hatte, diese Erkenntnis bleibt dem Betrachter verwehrt. Es wird hier anhand der Fotografien also seine Arbeitsweise deutlich und Peter Morsbach und Stefan Effenhauser beschreiben den Fotografen anhand seines Werkes als „stille[n] und zurückhaltende[n] Beobachter“² und zugleich „große[n] Chronist[en] einer dem Untergang entronnenen Stadt, die sich dennoch großen Veränderungen stellt und stellen muss“³, ebenso ist sein Faible für den „einfachen Menschen“⁴ in seinen Fotografien erkennbar, es wird hier aber auch deutlich, dass sein fotografisches Werk es leider nicht leisten kann, uns mehr seine Person, sein Leben und seine politische Einstellung zu verraten. Wen also auch der Mensch hinter dem Fotografen interessiert, der muss folglich neben diesem Buch und seinen Fotografien noch weiteres Quellenmaterial bemühen.

Allen denjenigen, die vor allem die Geschichte Regensburgs dieser Zeit interessiert, sei dieser Bildband nur wärmstens ans Herz gelegt, denn die Vielfalt der Motive – diese drückt sich schon in den Titelwörtern „Alltag“, „Wandel“ und „Leben“ aus – erstreckt sich über mehr als 80 Fotografien im Band. Die Bildthemen reichen dabei von den bereits erwähnten Beispielen weiter über Alltagssituationen in der Stadt (Fahrt mit der Personenfähre zwischen der Bad- und der Holzlandestraße im Jahr 1947 oder einem Markt am Dachauplatz im Juni 1939) bis hin zu Kuriositäten wie einem Belastungstest auf der Nibelungenbrücke im Jahr 1950, durchge-

führt anhand einer Lokomotive auf einem Tieflader und somit ein Szenario, bei dem heutzutage jedem Prüflingen die Haare zu Berge stehen würden. Dabei sind Langs Fotografien durchweg sehr hochwertig, was sich auch am Bildband selbst bemerkbar macht, und so ist nicht nur die sehr gelungene Bildauswahl aus der sehr großen Menge an noch erhaltenen Fotografien besonders hervorzuheben, sondern auch das sehr schöne und aufwendige Layout sowie die guten und präzise formulierten Texte zu den jeweiligen Bildern. Erwähnenswert sind auch viele in der heutigen Zeit den Leser mal mehr, mal minder amüsierende Hinweise und Anekdoten über die Gedankenspiele der damaligen städtischen Entscheidungsträger, wie Regensburg in der Zukunft auszusehen habe. Mal mehr amüsierend, weil Projekte wie ein in den 60er und 70er Jahren angedachtes großes sechspuriges Straßenkleeblatt an der Eisernen Brücke – also an der Stelle, an der nun ein anderes in Regensburg baulich heiß umstrittenes Objekt steht – nie in die Realität umgesetzt wurde, mal weniger amüsierend, weil die „Bausünden“ der damaligen Zeit heute noch sichtbar sind und auch nach vielen Jahren noch die Gemüter erhitzten.⁵

Der Bildband spricht also nicht nur stadteschichtlich interessierte Leserinnen und Leser sowie Liebhaber von analogem Fotomaterial an, sondern auch alle, die ein Interesse an kleinen Details und den Randnotizen der Geschichte haben, und hier wären wir – um den Kreis zu schließen – wieder bei der anfangs gestellten Frage, wann man in Regensburg zuletzt die Donau an der Steinernen Brücke zu Fuß überqueren konnte. Christoph Lang gibt hierzu anhand seiner Fotografien zwar die Antwort, da der Rezensent aber möchte, dass die Leser dieser Zeilen sich diesen tollen Bildband selbst ansehen, verrät er an dieser Stelle nur, wann die Donau das vorletzte Mal zugefroren war, nämlich vor mittlerweile 77 Jahren im Jahr 1942. Die Antwort auf die gestellte Frage hingegen findet man auf Seite 66 des hier rezensierten Bildbandes.

Benjamin Kürzinger

² S. 8.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ So zum Beispiel die Studentenwohnheime auf dem Keplerareal, beschrieben auf S. 68.

Stefan Rieder, Vom Armenhaus zur Aufsteigerregion. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturwandel in Niederbayern und dessen kulturelle Deutung (1949–2008) (Heimat Niederbayern 1) Regensburg: edition vulpes 2015; 126 S.; ISBN 978-3-93112-55-6; 16,- Euro

Die „Aufsteigerregion“ Niederbayern im Zeitraum von 1949 bis 2008 untersucht Stefan Rieder, Kreisheimatpfleger des Landkreises Landshut, in der hier publizierten Diplomarbeit. Einleitend stellt der Autor überblicksmäßig den historischen Hintergrund, die Bevölkerungsstruktur sowie die soziokulturellen und wirtschaftlichen Voraussetzungen vom 19. Jahrhundert bis zum Jahr 1949 dar. Der einsetzende Strukturwandel in Niederbayern, der sich anhand von wirtschaftlichen Parametern und gesellschaftlichen Transformationsprozessen ablesen lässt, wird hier um die „staatlich-politische Aktivität“ als Komponente sinnvollerweise ergänzt. Vor allem im Bereich der Landesplanung, der Infrastruktur sowie im Ausbau Niederbayerns zum Wissenschafts- und Hochschulstandort lassen sich die „staatlichen Lenkungs- und Ordnungsbemühungen“ gut erkennen.

Ausgehend von den Erkenntnissen über den Prozesswandel, die mit statistischen Daten belegt werden, gelingt es Stefan Rieder im zweiten Teil der Monographie, eine Art „niederbayerische Identität“ herauszulösen,

einer Analyse zu unterziehen und auf Basis eines Korpus verschiedene Ausdrucksformen dieser Identität darzustellen. Als Quellen sollte vorrangig alles berücksichtigt werden, „was Niederbayern über Niederbayern im Untersuchungszeitraum verfasst haben“; Historische Sachliteratur, Belletristik, Geschichtsschreibung, Graue Literatur, Kabarett- und Musikgruppen sowie Selbstzeugnisse im Internet. Die Analyse zeigt, wenig überraschend, die doppelte Deutung des Strukturwandels in Niederbayern auf. Vor allem das agrarische Milieu und die Eliten empfanden aufgrund des verlorengegangenen Einflusses diesen Umbruch als negativ. Im Gegensatz dazu erlebten andere den Aufstieg vom „Armenhaus“ zum Wissenschafts- und Industriestandort als eine Erfolgsgeschichte. Dem Autor ist es jedoch gelungen, die „engen Verflechtungen von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben“ aufzuzeigen und somit die Perspektive auf den „rein ökonomischen Bereich“ zu erweitern, sodass ein lesenswertes Kompendium über die Region Niederbayern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden ist.

Raffaell Parzefall

„Wir wollen Wächter sein“. 50 Jahre Vereinigung Freunde der Altstadt Regensburg e. V. 1966–2016, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2017; 96 S.; ill.; ISBN 978-3-96018-026-5; 12,90 Euro

Seit 50 Jahren setzen sich die „Freunde“ mahndend für die bauliche Schönheit und das einzigartige Flair der Stadt Regensburg ein. Einleitend skizziert der 1. Vorsitzende der Altstadtfreunde, Peter Morsbach, sein persönliches Aufwachen mit Stadt und gleichzeitig die Entwicklung der Vereinigung. Humorvoll und detailreich lässt er die letzten 50 Jahre Revue passieren und lenkt den Blick immer wieder auf die Notwendigkeit der Arbeit durch die Mitglieder der Vereinigung: Das erste Bürgerfest 1973, der „Regensburg-Plan 1977“, der Einsatz zum Erhalt des Velodroms oder der Protest gegen den Abbruch des Hotel Karmeliten. Diesen Weg zeichnen verschiedene „Altstadtfreunde“ nach, indem sie unterschiedliche Themenfelder aufgreifen,

die für das geleistete Werk in den letzten Jahrzehnten sehr bezeichnend sind.

Stets setzen sich die Altstadtfreunde für den Erhalt der historischen Bausubstanz und den Schutz des Ensembles „Altstadt“ ein, dem eigenen Motto folgend: „Wir wollen Wächter sein.“ Sie wollen mahnen und erziehen, aber auch die städtebauliche Zukunft von Regensburg mitbestimmen. Dabei stehen vor allem die historischen und sozio-kulturellen Aspekte der Stadt und ihrer Bewohner im Mittelpunkt ihres Wirkens. In Zeiten des Baumbooms und des damit verbundenen ständigen Wandels der Infrastruktur und der Gebäude sind die „Altstadtfreunde“ wichtiger denn je. In diesem Sinne: Ad multos annos!

Raffaell Parzefall

50 Jahre Universität Regensburg. Festschrift 2017, Regensburg: Universitätsverlag Regensburg 2017; 431 S.; ISBN 978-3-86845-148-1; 24,95 Euro

Andreas Becker – Bernhard Löffler – Sebastian Pößniker (Hg.), Reform mit Grenzen. Die Geschichte der Universität in ihren Gründungsjahren bis 1975 (Schriftenreihe des Universitätsarchivs Regensburg 2) Regensburg: Universitätsverlag Regensburg 2018; 144 S.; ill.; ISBN 978-3-86845-150-4; 29,95 Euro

2017 feierte die Universität Regensburg das 50-jährige Jubiläum der Aufnahme des Vorlesungsbetriebs mit zahlreichen Veranstaltungen. Außerdem erschien eine großformatige und reich bebilderte Festschrift. Darin werden in erster Linie die unterschiedlichen und vielfältigen Institute, Forschungsbereiche und -Einrichtungen sowie Persönlichkeiten vorgestellt, die in den vergangenen Jahrzehnten zum Erfolg der Universität beigetragen haben und immer noch beitragen. Die darin versammelten 85 Beiträge von 95 Autoren spiegeln, mit den Worten des Präsidenten der Universität Udo Hebel, wie ein Prisma die unterschiedlichsten Facetten der Universität wider. Hierzu gehören die zentralen Einrichtungen der Universität wie Bibliothek und Rechenzentrum, genauso wie die Forschungsförderung mit den Sonderforschungsbereichen, Graduiertenkollegen oder die zahlreichen Einrichtungen die Forschung und Lehre unterstützen. Ferner kommen auch die sozialen und kulturellen Initiativen zu Wort, die auf dem Campus beheimatet sind und oftmals dem Engagement der Studierenden erwachsen und von diesen getragen werden.

Anzahl und Vielfalt der Beiträge hat allerdings zur Folge, dass diese jeweils nur einen knappen und schlaglichtartigen Überblick leisten können. Bei inhaltlich nah beieinander liegenden Themen wiederum, kommt es dennoch zu inhaltlichen Wiederholungen. Es empfiehlt sich allerdings im Band regelrecht zu stöbern. Zum einen laden hierzu die zahlreichen Abbildungen geradezu ein. Die künstlerisch wie dokumentarisch ansprechende Auswahl veranschaulicht sowohl die historische Entwicklung und Baugeschichte als auch den gegenwärtigen Zustand mit den jüngsten Neubauten. Zum anderen folgen die Beiträge einer etwas eigenwilligen Gliederung in sieben Kategorien, die jedoch weder chronologisch noch thematisch stringent erscheint.

In der Rückschau und insbesondere angesichts von Jubiläen besteht freilich die Gefahr eine reine Erfolgsgeschichte zu konstruieren

und Widerstände und Brüche auszublenden. Doch in der Festschrift werden durchaus auch kritische Reflexionen zur Entwicklungsgeschichte der Universität genannt. So galt es gerade in der Gründungszeit Widerstand und negative Stimmen zu überwinden. Beispielsweise mussten sich die ersten nach Regensburg berufenen Professoren Spott und Skepsis aus Teilen der Presse sowie Warnungen aus dem Kollegenkreis anhören, worauf in einem Beitrag (Dieter Henrich) hingewiesen wird. Auf ein ganz anderes Problemfeld verweist ein weiterer Aufsatz (Andreas Becker). Zur Ehrung von Josef Engert, der als langjähriger Vorsitzender des Vereins der Freunde der Universität für die Errichtung der Universität geworben hatte, wurden eine Straße auf dem Gelände des Campus sowie ein Forschungspreis benannt. Nachdem zwischenzeitlich die antisemitischen und antidemokratischen Überzeugungen Engerts bekannt geworden waren, sind Straße und Preis umbenannt worden. Aber auch bislang wohl eher unbekannte Aspekte der Universität erhalten Raum. So erfährt man, dass sich auf dem Campus einige nennenswerte Sammlungen befinden. Hierzu gehören die Sammlung wissenschaftlicher Instrumente (Christoph Meinel), die archäologische Lehrsammlung (Christian Kunze), die informationstechnische Sammlung (Ludwig Hitzenberger) sowie eine Saatgutdatenbank (Peter Poschod, Volker Debus). Dagegen ist es erstaunlich, die zentrale Einrichtung für die Geschichte der Universität nicht in der Festschrift zu entdecken. Dies mag vielleicht an deren kurzer Existenzzeit liegen. Denn ein Universitätsarchiv wurde zwar bereits 1965 im Strukturbeirat gefordert, jedoch erst 2004 eingerichtet. Mittlerweile beherbergt es u. a. rund 50 Nachlässe ehemaliger Professoren oder auch eine Sammlung zu auf dem Campus verteilten Flugblättern.

Dafür entstand in enger Kooperation mit dem Universitätsarchiv eine viel beachtete Ausstellung unter dem Titel „Reform mit Grenzen“ zur Gründungsgeschichte der

Universität. Deren Inhalte liegen nun auch in gedruckter Form vor. Ausstellung und Katalogband wurden von Studierenden im Rahmen eines Hauptseminars von Professor Dr. Bernhard Löffler, Lehrstuhlinhaber für Bayerische Landesgeschichte, erarbeitet. In einem einleitenden Aufsatz (Bernhard Löffler, Johannes Hauer), der ebenfalls in der hier angezeigten Festschrift abgedruckt ist, wird auf das Spannungsfeld von Reform und Tradition hingewiesen von dem die Gründung der Regensburger Universität gekennzeichnet war. Beispielhaft wird dies am herrschenden Zeitgeist der 1960er und 70er Jahre sowie am Beispiel der Eröffnungsfeier dargelegt.

Dem folgen vier Themenblöcke, die jeweils einen Text- und Bildteil beinhalten, wobei die zahlreichen Abbildungen von Fotografien, Dokumenten und Schaubildern die geschilderten Themen wirkungsvoll illustrieren. Im ersten dieser Kapitel (Andreas Becker, Johannes Böhm) wird die Start- und Gründungsphase der Universität von den ersten Initiativen nach 1945 bis zur Eröffnung des Vorlesungsbetriebs 1967 beleuchtet. Benannt werden die zentralen Akteure und Gremien, die mitunter wegweisende Konzepte erarbeiteten, wie dasjenige der Universität als Brücke zum Osten, was insbesondere vor dem Hintergrund des Kalten Krieges bemerkenswert erscheint. Daneben wird auf den Widerstand gegen eine Universitätsneugründung der drei bis dato bestehenden Universitäten in München, Erlangen und Würzburg hingewiesen, die angesichts der für Regensburg geplanten Investitionen um die eigenen Mittel bangten.

Im zweiten Abschnitt (Patrizia Lippert, Johannes Hauer) wird erläutert, was unter Reform als Konzept zu verstehen war. Die Reformbemühungen erstreckten sich auf personeller, organisatorischer und institutioneller Ebene. Noch vor der Aufnahme des Vorlesungsbetriebs kam es bereits zu einem Skandal. Der Gründungsrektor Götz von Pöllnitz trat wenige Tage nach der Grundsteinlegung der Universität 1965 von seinem Amt zurück, weil ihn eigene Äußerungen aus der NS-Zeit eingeholt und Politik und Wissenschaft das Vertrauen in ihn verloren hatten. Was heute als selbstverständlich erscheint, war damals etwas Neuartiges und wurde skeptisch betrachtet: die Professuren wurden nicht in Hinterzimmern besetzt sondern öffentlich ausgeschrieben. Auch die verstärk-

te Förderung von Interdisziplinarität und Kooperation von Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachbereiche wurde damals als Ziel erklärt.

Mit dem sozialen und politischen Profil der Professoren- und Studentenschaft befasst sich der dritte Themenblock (Fabienne Englbrechtsmüller, Maximilian Bauer, Johannes Hauer). Hier wird deutlich, dass die Mehrzahl der erstberufenen Professoren katholische Männer mit einer beruflichen Station an der Münchner Universität waren. Mit Lore Kullmer befand sich unter den erstberufenen Professoren überhaupt nur eine Frau. Die Studentinnen stellten dagegen anfangs immerhin gut ein Siebtel. Bis Mitte der 70er Jahre hatten die Frauen dann auf die Hälfte aufgeholt. Charakteristisch für die Regensburger Universität war damals wie heute ein vergleichsweise hoher Anteil von Studenten aus der Region. Ferner wird der zeitliche Kontext der Gründungsjahre thematisiert und die Regensburger Studentenbewegung des Jahres 1968 in Erinnerung gerufen, die jedoch im Vergleich zu anderen Städten deutlich verhaltener und vor allem gewaltfrei agierte. Die gesellschaftlichen Veränderungen machten sogar vor dem obersten Repräsentanten der Universität nicht halt. Ausdruck dessen war 1971 die Wahl des Vollbart und Jeans tragenden Sozialdemokraten und Physikprofessors Gustav Obermair zum Rektor. In der Folge wurden deutschlandweit Befürchtungen laut, die Universität Regensburg werde nun gar zum linken Extremismus abdriften.

Im vierten Kapitel (Lisa Obermeier, Franziska Naumann) wird schließlich auf die Architektur der Universität sowie deren Bedeutung für die Stadt Regensburg eingegangen. In der Gründungs- und Bauzeit symbolisierte die moderne Architektur und das Baumaterial Beton den Zeitgeist. Durch die Decken sickern Regenwasser und bröckelnder Beton zeigte bald die Schwächen auf, sodass von der „immerwährenden“ Baustelle die Rede war. Doch das architektonische Konzept der Campus-Universität im Grünen, in das sich auch Neubauten und Erweiterungen gut integrieren lassen hat sich über die Jahrzehnte bewährt.

Die beiden Bände dokumentieren eindrücklich und aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Entwicklung der Universität von den Anfängen bis in die Gegenwart. Gerade

der Bogen zwischen Innovation und Tradition, zwischen Reform und deren Grenzen zeigt sich dabei auch in kleinen Details. So wurde in Regensburg bereits bei der Aufnahme des Vorlesungsbetriebs 1967 auf einen computerlesbaren Studentenausweis gesetzt. Doch schon 1970 kehrte man zum üblichen Papierausweis zurück, der dann erst 2015 durch die UR-Karte ersetzt wurde. In den vorliegenden Bänden wird neben Landes- und Wissenschaftshistorikern wohl insbeson-

dere jeder ehemalige und aktive Studierende bekannte sowie neue Aspekte seiner Alma Mater entdecken können. Vor allem dem Ausstellungskatalog gebührt dabei das Verdienst zahlreiche Forschungsfragen aufzuwerfen und erstmals zu beleuchten. Diese werden bereits in einem Promotionsprojekt (Johannes Hauer) näher erforscht und in den kommenden Jahren sicherlich weitere Bausteine zur Frühgeschichte der Universität ans Licht bringen.

Konrad Zrenner

Joachim Möller – Christoph Rust, Regensburger Absolventenstudie. Rückblick auf das Studium und Einstieg ins Erwerbsleben von Regensburger Absolventinnen und Absolventen, Regensburg: Universitätsverlag Regensburg 2017; 88 S.; ISBN 978-3-86845-151-1; 7,50 Euro

Joachim Möller, Wirtschaftswissenschaftler, und Christoph Rust, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Ökonometrie an der Universität Regensburg, weisen einleitend auf die Bedeutung der Universität für die Stadt und Region Regensburg hin und legen die Facetten der regionalen Entwicklung, die durch die Gründung der Universität vor 50 Jahren maßgeblich beeinflusst wurde, dar. Vor diesem Hintergrund stellen sie die Absolventinnen und Absolventen der Universität in den Mittelpunkt, vor allem ihre Sicht auf die Universität. Sie werteten hierfür drei verschiedene Datengrundlagen¹ für diese Absolventenstudie aus. Die Merkmale der Absolventen und ihre Studiums und die Be-

urteilung des Studiums werden herausgestellt, um schließlich auf den Berufseinstieg überzuleiten. Die Regensburger Absolventen sind mit ihrer Ausbildung und der ersten Beschäftigung größtenteils zufrieden, sodass auch hier die starke regionale Bindung deutlich wird, die im dritten Kapitel ausführlich analysiert wird. Es manifestiert sich die Einschätzung, dass die Universität Regensburg ihre Absolventinnen und Absolventen regional bindet und damit eine wichtige Rolle für die wirtschaftliche Entwicklung der Region spielt. Die Studie kann als ergänzende Literatur genutzt werden, vorrangig für anthropologische und sozialwissenschaftliche Untersuchungen.

Raffaell Parzefall

¹ Bayerisches Absolventenpanel (BAP), Absolventendaten der Universität Regensburg, Integrierte Erwerbsbiografien (IEB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB); Insgesamt 2502 Datensätze.

Gisela Bender – Jürgen Huber (Hg), Rrrr... Regensburg, wie es wirklich ist, Regensburg: Giselaverlag 2018; 155 S.; ISBN 978-3-00-060066-1; 18,- Euro

Regensburg: Eine Annäherung über Essays, persönliche Erzählungen und literarische Reflexionen. So könnte man dieses Büchlein kurz und prägnant beschreiben. Es ist eine Sammlung von humorvollen, kritischen und vor allem selbstkritischen Versuchen, sich der Stadt an der Donau anzunähern und das „wirkliche Regensburg“ herauszufiltern.

Die dreizehn Autoren, die allesamt einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Back-

ground haben und sich des Schreibens hingeben, erreichen die im Vorwort erwähnte Multiperspektivität mit ihren Beiträgen vollends. Die persönlichen, selbstkritischen Schilderungen über das Erleben der Stadt in verschiedenen Phasen des eigenen Lebens oder die eigene „Kurzgeschichte“, die wie ein Spiegelbild der ganzen Stadt wirken mag, „münden“ schließlich beim Thema: Wie ist meine Wahrnehmung dieser Stadt und welche Akzente sehe und setze ich in diesem

Kontext. Eindrucksvoll wird beispielsweise die Wahrnehmung aus ästhetischer Sicht oder eben die banal erscheinende Lebenssituation einer nicht gebürtigen Regensburgerin dargestellt, untermalt mit lyrischen Elementen und Zeichnungen.

Es bleiben aber auch die historischen und sozio-kulturellen Aspekte der Stadt und ihrer Bewohner nicht unerwähnt. Die Kirchen, der

Dom, die Steinernen Brücke, die mittelalterliche und frühneuzeitliche Bausubstanz im Allgemeinen, aber auch Regensburger „Institutionen und Instanzen“! Will man alles „Wirkliche“ über die Stadt erfahren und sozusagen aufsaugen, kann man entweder den „jahreskalender regensburg“ am Ende dieses lesenswerten Kaleidoskops studieren oder eben sich selbst auf Spurensuche begeben.

Raffael Parzefall

Oh wie schön ist Regensburg! Zur Ästhetik einer Stadt und ihrer Umgebung. Beiträge des 32. Regensburger Herbstsymposiums für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege vom 24. bis 26. November 2017, Regensburg 2018; 183 S.: ill.; ISBN 978-3-96018-055-5; 19,90 Euro

Wohl kaum eine Stadt in Deutschland ist so geschichtsinteressiert wie die Bürgerinnen und Bürger Regensburgs. Das hat erneut der Tag des offenen Denkmals 2019 bewiesen. Tausende von Regensburgerinnen strömten zu den Angeboten mit dem Titel „Modern(e): Umbrüche in Kunst und Architektur“. Entscheidend dafür sind natürlich die vielfältigen Angebote der Stadt Regensburg. Während andere Städte durch Abwesenheit, Nichtbeteiligung oder geringes Angebot glänzen, bietet Regensburg an diesem Tag stets überraschende und wohlüberlegte Möglichkeiten.

Legendär sind auch die Herbstsymposien der Stadt. 2017 hat es zum 32. Mal stattgefunden. Der Titel lautete „Oh wie schön ist Regensburg! Zur Ästhetik einer Stadt und ihrer Umgebung“. Er ist offen genug formuliert, um darunter eine Vielzahl an höchst unterschiedlichen Themen zu versammeln.

Drei von vielen lesenswerten Texten möchte ich besonders herausgreifen. Zum einen das Referat von Bernhard Lübbers: „Schön oder hässlich? Das Regensburg Bild in der Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“. Die Beschreibungen Regensburg im frühen Mittelalter setzen ein mit Argeo von Freising und seiner Lebensbeschreibung des heiligen Emmeram. Mehr als diese frühe Beschreibung hat allerdings die früheste gedruckte Stadtansicht Regensburgs das Bild von der Stadt in der frühen Neuzeit geprägt, die beidseitige Darstellung in der Schedel'schen Weltchronik. Regensburg galt als eine weltoffene Stadt, was sich vor allem auch in der Reformationszeit erwies, als viele Glaubensflüchtlinge aus Oberösterreich eine neue Heimat fanden. Ernst Moritz Arndt hob vor allem die

Leutseligkeit der Einwohner hervor und dass man frei und freundlich ein Wort mit ihnen plaudern könne.

Berühmt und oft zitiert sind die Sätze von Johann Wolfgang von Goethe über die Stadt: „Regensburg liegt gar schön. Die Gegend musste eine Stadt herlocken, auch haben sich die geistlichen Herrn wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen.“ Heute müsste man diesen Satz auf den Hausbesitz der Kirche in (!) der Stadt erweitern.

Dieses positive Bild Regensburgs änderte sich Ende des 18. Jahrhunderts, die Stadt erweckte einen finsternen und melancholischen Eindruck, sie lag wie tot, eine düstere Stadt, die geprägt ist durch die finsternen und engen und verworrenen Gassen, so der Tenor. Oder: „Ich erwartete sehr wenig von dieser Stadt und fand weniger, als ich erwartete.“ Lübbers arbeitet gut heraus, dass dieses negative Bild der Stadt vor allem mit dem negativen Ansehen des Immerwährenden Reichstags zusammenhing. Freilich gibt es im 20. Jahrhundert noch einmal eine ähnlich lautende Aussage: der Schriftsteller Thomas Bernhard hat sich bei einer Preisverleihung im Alten Reichssaal sehr negativ über die Stadt Regensburg geäußert. Bernhard bekam den Preis des Kulturkreises des Bundesverbandes der deutschen Industrie, der in Regensburg verliehen wurde. Die Stadt gefiel Bernhard nicht; er empfand sie als kalt und abstoßend und hätte er nicht die Aussicht auf die 8.000 DM Preisgeld gehabt, er wäre in der ersten Stunde gleich wieder abgefahren. „Wie hasse ich diese mittelgroßen Städte mit ihren berühmten Baudenkmalern, von welchen sich ihre Bewohner lebenslänglich verunstalten

lassen. Kirchen und enge Gassen, in welchen immer stumpfsinniger werdende Menschen dahinvegetieren... ich hasse sie alle, weil in ihnen jahrhundertlang der Stumpfsinn warmgestellt ist. Aber ich dachte immer wieder an die 8000 Mark... Ich drohte in dieser Festsaaluft zu ersticken. Alles war voller Schweiß und Würde.“ Dieses Urteil macht noch einmal deutlich, wie subjektiv letztlich Urteile sind.

Peter Morsbach beschreibt in seinem Beitrag die Geschichte des Regensburger Verschönerungsvereins. Dieser Aufsatz ist zum einen ein Rechenschaftsbericht über die Aktivitäten dieses Vereins, der sich vor allem um die Begrünung und Bepflanzung der Winzerer Höhen und anderer Stadt Alleen verdient gemacht hat. In diesen Bericht schiebt Morsbach einen Exkurs über den Begriff der Verschönerung und des Embelissements ein. Der Gedanke an eine Stadtverschönerung entstand nach dem großen Brand der Stadt London 1666. Im Zuge des Wiederaufbauprogramms sollte London als schöne, bequeme und großartige Stadt wiedererstehen. Diese Begriffe wurden in der Zeit der Aufklärung zu Leitsätzen der städtebaulichen Konzepte in ganz Europa. Dabei ging es vor allem um breite und lange Straßen im Wechsel mit großen Plätzen. Auf diesem Hintergrund wird verständlich, warum nun plötzlich die alten mittelalterlichen Städte als nicht mehr modern gelten, sondern als eng und vermieft. Vor allem englische Reisende haben dies an deutschen Städten bemängelt, allem voran auch an Regensburg. Der Verschönerungsverein ging in den fünfziger Jahren im Fremdenverkehrsverein auf, er hatte seine wesentlichsten Aufgaben erfüllt. Die Aufgaben vor allem der Begrünung und der Pflege der Grünanlagen hatte schon ab 1947 das Stadtgartenamt übernommen.

Der emeritierte Bamberger Kunsthistoriker und Professor für Denkmalpflege Achim Hubel stellt einmal mehr den Regensburger Dom im Mittelalter, seine Architektur, seine

Ausstattung, aber auch die Farbgestaltung als ein Gesamtkunstwerk in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Dabei hebt er vor allem die Weißlichkeit der Wandflächen heraus, vor denen sich die Glasfenster und die farbigen Figuren präsentieren konnten. Die Aufstellung der Figuren war eine andere als im heutigen Dom: so etwa standen sich der Verkündigungengel und Maria nicht an den ersten beiden Pfeilern im Hauptschiff, sondern im Hauptchor gegenüber und die beiden Figuren waren auch seitenvertauscht angeordnet; Maria auf der Südseite und der Engel auf der Nordseite. Die Figuren mussten eine Spannweite von fast 14 Metern überbrücken, um als Gruppe erkannt zu werden. Der Raum wurde dadurch geradezu zu einem zwischenfigurlichen Beziehungsträger, während der Betrachter sich im Spannungsfeld zwischen den Bildwerken unmittelbar angesprochen fühlen musste: er stand schließlich nicht mehr vor, sondern zwischen einer Verkündigungsgruppe; er musste sich für die Erfassung der ikonographischen Aussage von einer Figur zur anderen umdrehen. Dieses aktive Einbeziehen des Betrachters brachte ihn selber förmlich in Bewegung. Etwa 150 Jahre später ließ das Domkapitel noch einmal eine solche eindrucksvolle raumübergreifende Gruppe im Hauptchor aufstellen. Über dem Chorgestühl wurden die Figur des Christus als Schmerzensmann angebracht und gegenüber – so die These von Achim Hubel – der Apostel Thomas. Das Domkapitel befand sich also im Spannungsfeld des Dialogs zwischen Christus und Thomas, die Kirche respektive der Chorraum wurde damit zu einem spirituellen Dialograum.

Die Ausführungen von Achim Hubert zeigen sehr schön, dass gerade auch kunsthistorische Erkenntnisse und Entdeckungen theologische Bildkonzepte und -programme erschließen können – ganz abgesehen davon, dass Hubel durch sein Forschungsprojekt den mittelalterlichen Dom in seiner Farbigkeit und Schönheit neu zum Leuchten gebracht hat.

Erich Garhammer

Alexandra Demberger, Damen hoch zu Ross: Vom königlichen Herrscherportrait zum bürgerlichen Adelsportrait. Reitkultur im Hause Thurn und Taxis (Thurn und Taxis Studien. Neue Folge 13) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2018; 458 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2997-8; 44,- Euro

Die vorliegende Regensburger Dissertationsschrift der Kunsthistorikerin Alexandra

Demberger, welche als dreizehnter Band der Thurn und Taxis Studien erschienen ist, wid-

met sich einem bislang erstaunlich vernachlässigten Sujet: dem Damenportrait zu Pferd. Während die Einbindung des Pferdes aufgrund seines symbolischen und politischen Kapitals als relevantes Instrument politischen Handels in den letzten Jahren erneut in den Fokus historischer und kunsthistorischer Arbeiten gerät, beschränkt sich dieses Interesse überwiegend auf die männliche Reitkultur. Es ist die Leistung Dembergers diesem Feld durch die Präsentation einer wahren Phalanx an weiblichen Darstellungen eine originelle Facette hinzuzufügen.

Demberger strebt eine möglichst umfassende Überblicksdarstellung von europäischer Reiterinnenportraits an: „Ziel der Arbeit ist es, die Entwicklung des Reiterportraits als Sonderform der Gattung „Portrait“ vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts anhand exemplarischer Beispiele aus der Malerei zu verfolgen“ (5). Ihre Untersuchung gleitet von den royalen Anfängen der Reiterinnenportraits ins höfische und adlige Milieu über, um schließlich mit einem eigenen Teil die spezifischen Sammlungen an Reiterinnenportraits des Hauses Thurn und Taxis als exemplarischen Fall des 19. und 20. Jahrhunderts zu untersuchen. Neben den Regensburger Reiterportraits liegt der Arbeit auch ein weiterer Thurn und Taxisscher Quellenbestand zugrunde: Die hippologischen Sammlungen Küspert [D Rtt Kü] und Kesling [D Rtt Ke] der Regensburger Hofbibliothek. Die zum Teil seltenen alten Drucke der beiden Sammlungen an hippologischer Literatur, welche insgesamt ca. 900 Titel von Beginn des 16. bis zu Beginn des 20. Jahrhundert umfasst, werden von Demberger ebenfalls in Teilen ausgewertet und für die Portraits des 17. und 18. Jahrhunderts als Grundlage für die Einordnung der Bildausagen verwendet.

In der Gliederung folgt Demberger den Schwerpunkten, welche durch diese spezifischen Quellenbestände gesetzt werden.

Nach einer knappen Einleitung führt ein erster Teil in die Bedeutung der Reiterei für das Haus Thurn und Taxis ein (II.1) und stellt dem die hippologischen Bestände der Schlossbibliothek gegenüber (II.2), welche im Folgenden unter den Aspekten Reitlehren (II.3), Damenreiten (II.4) und Einflüsse der Literatur auf die Malerei (II.5) ausgewertet werden. Im dritten, mit zweihundert Seiten umfangreichsten Teil, führt Demberger über-

blicksartig durch die Geschichte des Damenportraits vom „Barock bis zum Beginn der Moderne“ (III). Behandelt werden für das 17. Jahrhundert Portraits aus England, Frankreich, Spanien, Schweden und Italien, für das 18. Jahrhundert Portraits aus Österreich, Frankreich, Spanien, Russland, den Niederlanden und Deutschland und für das 19. Jahrhundert Portraits aus England, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland. Neben bekannten Portraits, wie etwa den Velázquez-Portraits der Königinnen Margarita oder Isabella bezieht Demberger viele kleinformatige und weniger bekannte Bildnisse ein. Hier bieten sich Möglichkeiten für weitere Untersuchungen, beispielsweise bei der schrittweisen Entwicklung der russischen Reiterportraits der Zarinnen Katharina I., Elisabeth I. und Katharina II. (III.2.3), welche sich frapierend analog zu den wandelnden politischen Rollen dieser Frauen zu verhalten scheinen.

Im vierten und letzten Teil werden die Thurn und Taxisschen Reiterbildnisse des 19. Jahrhunderts vorgestellt und auf der Grundlage von in Regensburg vorhandenen Korrespondenzen eingehender kontextualisiert. So widmet sich ein eigenes Unterkapitel der Beziehung von Auftraggeber und Künstler (IV.2), des Einflusses der österreichischen Kaiserin Elisabeth (IV.3), dem Pferdemaal Adolph Schreyer (IV.4) oder der Reitbegeisterung der Fürstin Margarete von Thurn und Taxis (IV.5).

Ein Schlusswort (Teil V) fasst die Ergebnisse knapp zusammen, wird jedoch von einem weiteren Teil (Teil VII), der als Ausblick auf die modernen Reiterinnenportraits bis zur heutigen Zeit konzipiert ist, als Schlusspunkt wiederum zurückgenommen, um den Blick der Leser nach dem Bildanhang (Teil VI) erneut auf die Fülle an weiblichen Darstellungen in ganz Europa zu lenken.

Die Stärke der Arbeit, die quantitativ beeindruckende Menge an Quellenmaterial verbunden mit dem Anspruch, die bislang zu wenig beachteten Portraits für die Forschung sichtbar zu machen, stellt zugleich die größte Herausforderung an den Leser dar. Zuweilen bleibt unklar, warum das ein oder andere Portrait nun exemplarische Geltung beansprucht, ein anderes jedoch nicht analysiert wird. Dass bereits Katharina de' Medici und Elisabeth I. von England zu Pferde dargestellt wurden, bleibt wie die zahlreichen Stiche,

welche die Stuart-Königin Henrietta Maria als Reiterin darstellen, unerwähnt. Louis-Auguste Bruns Portrait Marie Antoinettes *Leçon d'Equitation* oder Maria Theresias Abbildung als Reiterin im Damenkarussell *Martin van Meytens* werden hingegen genannt (146; 135), aber nicht näher analysiert. Kunsthistorische Transfers und interkulturelle Bezüge, wie etwa die Adaption der englischen Pferdemalerei durch die russische Malerei des 18. und 19. Jh., die z.B. in einem von Demberger recherchierten Portrait Katharina der Großen (160) nach Anthony van Dycks *Charles I with M. de St Antoine* überdeutlich aufscheint, werden in der Regel nicht explizit gemacht. Es wäre angesichts der Fülle an Material jedoch vermessen, der Autorin daraus einen Vorwurf zu machen.¹

Demberger schafft vielmehr eine Grundlage, die dem im Titel geäußerten Anspruch gerecht wird, eine Entwicklung „Vom königlichen Herrscherportrait zum bürgerlichen Adelsportrait“ aufzuzeigen, indem sie das Material ausbreitet. Sichere Bildanalysen werden von der großzügigen Ausstattung des Buches mit 60 qualitativ hochwertigen Farbabbildungen im Bildanhang und weiteren 82 schwarzweißen Abbildungen im Fließtext getragen. Eingebettet werden die Bildanalysen in biographische Hinführungen zu Malern bzw. den Auftraggebern, gestützt durch teils sehr ausführlich zitierte Sekundärliteratur, die jedoch vorrangig Überblickswerken entnommen ist.

Die Studie wird durch einen ausführlichen

Literaturapparat abgeschlossen, der von der Autorin zwecks Übersichtlichkeit in einzelne Abschnitte z.B. zu Monographien (VIII.1.2 „Sekundärliteratur“), Ausstellungskatalogen (VIII.1.3) oder Artikel aus Zeitschriften (VIII.1.5) gegliedert wurde, was eine Handhabung des nur Kurztitel verzeichnenden Fußnotenapparats allerdings eher erschwert. Der bemerkenswerte Bestand an hippologischer Literatur der Sammlungen Küspert und Kesling wird zwar im Fließtext mit einzelnen Titeln zitiert, im Quellenverzeichnis erscheinen die Quellen aber als „Kesling-Bestand, Ke 1–406“ bzw. „Küspert-Bestand, Kü 1–569“ (435–6). Das ist insofern schade, als sich dahinter solche Schätze wie eine deutsch-französische Ausgabe der französischen Reitlehre *L'instruction du roy* (1625) des Antoine de Pluvinel von 1628 befinden (R-Htt Kü 24, VD 17: 25: 322255L, Demberger, S. 52, Abb. 7), deren ursprünglich von Crispin de Pas entworfene Stiche von Merian in deutsche Landschaften übersetzt wurden. Ein Personenregister wäre für ein Werk dieser Größe wünschenswert gewesen.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass Dembergers Pionierarbeit mit einem Ritt durch die Jahrhunderte nicht nur den Boden für zukünftige Studien bereitet, welche sich der ein oder anderen hier angelegten Fährte annehmen mögen, sondern auch einen sehr guten Eindruck des außergewöhnlichen Bestands der Thurn und Taxisschen Sammlungen ermöglicht.

Elisabeth Natour

¹ Wie sehr eine Studie kleinerer Reichweite durch die dadurch ermöglichte Tiefenschärfe gewinnen kann, zeigt bsp. Sarah GRANT, *Female Portraiture and Patronage in Marie-Antoinette's Court*. The Princesse Lamballe, New York/ London 2019.

Birgit Angerer (Hg.), *Landfrust. Landflucht. Landlust*. Strategien für unsere Ortskerne (Schriftenreihe des Oberpfälzer Freilandmuseums Neusath-Perschen und des Oberpfälzer Kulturbundes 6) Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2016; 100 S.: ill.; ISBN 978-3-96018-018-0; 9,80 Euro

Im Oberpfälzer Freilandmuseum fand in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Heimat, deine Bauten“ bereits zum vierten Mal ein Symposium statt, das die oberpfälzische Häuser- und Kulturlandschaft als Zeugnisse für die Geschichte und die Identität der Region in den Mittelpunkt stellt. Diese Publikation fasst die Beiträge der Referenten zu diesem facettenreichen Thema zusammen.

Gerhard Henkel, ein ausgewiesener Experte im Bereich der Kulturlandschaftsforschung, plädiert in seinem Beitrag dafür, die ländliche *Kulturlandschaft* als wertvolles Erbe zu erhalten. Denn die Kulturlandschaften sind wichtige Zeugnisse der Vergangenheit, bieten einen Reichtum an Kontrasten, besitzen meist ein gutes ökologisches Gleichgewicht und bedeuten für die Menschen

Heimat, Orientierung und Geborgenheit. Thomas Gunzelmann, am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege als Hauptkonservator und Stellvert. Leiter für die Siedlungs- und Kulturlandschaftsdokumentation zuständig, setzt sich mit dem Begriff *Kulturlandschaft* vor allem im Bereich der Denkmalpflege auseinander, problematisiert die *Kulturlandschaft* als Ressource und stellt das Potential, vor allem hinsichtlich Image und Tourismus, einer *Kulturlandschaft* dar. Hierbei verweist er exemplarisch auf die Eintragung von *Kulturlandschaften* in die UNESCO Welterbeliste sowie auf Projekte in den sogenannten LEADER-Regionen zur „Imagebildung und Identitätstiftung“. Abschließend stellt er vor, wie historische Ortskerne mit dem denkmalpflegerischen Erhebungsbogen analysiert werden können und wie diese Informationen sinnvoll verarbeitet werden können, um das Potential der vorhandenen *Kulturlandschaft* und ihre Teile, seien sie bebaut oder un bebaut, zukünftig zu nutzen.

Der Architekt Rudolf Fröschl sieht den Motor der Ortsentwicklung in der vorhandenen Architektur und verweist auf einzelne Bausteine, die für ihn die Grundlage einer gelungenen Baukultur bilden. Dabei sind die Planungsqualität, die diskursive Auseinandersetzung mit dem Projekt sowie gute Architekturqualität, die nicht unbedingt teuer sein muss, die wichtigsten Faktoren. Die Auseinandersetzung über die Vereinbarkeit der Begriffe *Denkmalpflege* und *Ästhetik* nimmt Thomas Feuerer, Kulturreferent und Kreisheimatpfleger des Landkreises Regensburg, zum Anlass, um die „wundersame Metamorphose des Weismannstadels in Hemau“ (S. 39) darzustellen. Nach der Restauration des Gebäudes, das zuvor aufgrund des Zustands als „verhasst“ galt, ist es heute ein ästhetisches und schönes Eventlokal. Feuerer beschreibt anhand des Schönheitsbegriffs die Schwierigkeiten, die sich vor allem im Bereich der praktischen Denkmalpflege und des Denkmalschutzes ergeben und plädiert für eine Art „ästhetische Bildungsoffensive“ (S. 46), um die Menschen für „schöne Gebäude“ zu sensibilisieren. Denn er resümiert, dass schließlich vor allem die Baudenkmäler ein wichtiges Element bei der Aufwertung und Wiederbelebung von Ortskernen sind. Ein Plädoyer für die *Landschaft* als Kulturgut liefert Helmut-Eberhard Paulus, Direktor der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten.

Der Landschaftsbegriff ist facettenreich und nur über eine heterogene Definition, die der Autor liefert, erklärbar. Die Aufarbeitung von Vorurteilen, die Wertschätzung der Landschaft sowie die Wahrnehmung der Landschaft als Lebensraum und Teil der menschlichen Kultur führen neben dem Einfluss der Landesgeschichte sowie der vorhandenen Denkmale auf die Landschaft dazu, dass *Landschaft als Kulturgut* verstanden werden kann.

Hans-Martin Schertl, Bürgermeister der Stadt Vilseck, erläutert, wie durch die Sanierung der Burg Vilseck ein kulturelles Zentrum geschaffen worden ist und dies zur Belebung der Innenstadt beigetragen hat. Einen Blick in die Ortskerne einiger Oberpfälzer Gemeinden unternimmt Siegi Wild, Architekt und Denkmalpfleger. Er versucht, die Ursachen für fortschreitende Verödung der Ortsmitte darzulegen und liefert gleichzeitig Beispiele für eine gelungene „Revitalisierung“, wie beispielsweise in den Städten Hemau, Burglengenfeld, Weiden und Neustadt an der Waldnaab. Andere Städte befinden sich diesbezüglich noch im Umbruch und versuchen, der Verödung gegenzusteuern, mit ungewissem Ausgang. Karl Bley, Bürgermeister der Stadt Nittenau, mahnt davor, die Kernbereiche bei der städtebaulichen Entwicklung zu Gunsten der Peripherie zu vernachlässigen und stellt praxisbezogen Möglichkeiten und Anreize vor, die eine Kommune zur Sanierung des Innenbereichs bewegen sollen.

Als Instrumentarium bei der Analyse von Leerständen präsentiert Marie-Magdalena Stöckert, Leiterin des Sachgebiets Hochbau der Stadt Marktredwitz und Kreisheimatpflegerin für Bau- und Denkmalpflege im LK Tirschenreuth, die Visualisierung vorhandener Immobilienressourcen anhand von digitalen Karten und Bildern. Anschließend lassen sich mit verschiedenen Strategien die potentiellen Käufer anwerben, um durch sinnvolle Um- bzw. Neunutzung die Leerstände zu reduzieren. Zwei Beispiele aus der Praxis runden diesen Band ab. Richard Tischler, Bürgermeister der Stadt Pfreimd, erläutert das Konzept, mit dem die Stadt Pfreimd ihr historisches Zentrum wieder zu einem Schmuckstück machen will. Hierbei erwirbt die Stadt das Anwesen bzw. die alten Häuser und vermarktet diese anschließend nach einer umfassenden Analyse (Aufmaß, Baugeschichte,

Statik, Nutzungskonzept, Exposé). Reinhard Fütterer erwarb zusammen mit seiner Frau den sogenannten Schafferhof in Neuhaus/Windischeschenbach, sie restaurierten ihn mit der Unterstützung unzähliger Helfer und schufen so „ein Denkmal zum Anfassen“ (S. 94), das mittlerweile rund 30.000 Menschen im Jahr besuchen.

Landfrust, Landflucht, Landlust. Auf die vorhandenen Schwierigkeiten und Probleme, die aus der Verödung der Ortskerne resultie-

ren und eben diese auch verursachen, wird in diesem Band umfassend eingegangen. Ebenso werden praxisnahe Lösungsansätze und Strategien für die (zukünftige) Entwicklung der Ortskerne vorgestellt, um die schon angestoßene „Revitalisierung“ voranzutreiben und flächendeckend umzusetzen. Die Beispiele einer erfolgreichen Umsetzung können hierbei als „Maßstab“ und gleichzeitig als Antrieb dienen.

Raffael Parzefall

Regensburger Land. Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart 3 (2017); 19,95 Euro

Die regelmäßig erscheinenden Bände der Schriftenreihe Regensburger Land enthalten interessante Beiträge zur regionalen Geschichte und Kultur. Man kann dem Landkreis dazu gratulieren: die Bände sind ästhetisch ansprechend gestaltet, reich bebildert und die Beiträge klug ausgewählt. Man erfährt viel Interessantes: in diesem Band etwa zum Kulturpreisträger 2016 Heinz Grobmeier, freischaffender Musiker und Musiklehrer, Komponist und Performer sowie zum Jugendkulturpreisträger 2016, der Jugendgruppe der Kolping Theaterbühne der Stadt Wörth an der Donau.

Günter Frank und Ernst-Lothar Dickertbohm ergänzen die von Manske schon beschriebenen vier Haupttrouten nach Franken um weitere Altstraßenrassen zwischen Naab und Regen, Thomas Feuerer beschreibt die Verbreitung des Kalkplattendaches in den Landkreisen Neumarkt und Regensburg zwischen 1810 und heute. Quelle für den ersten Zeitraum um 1810 ist die Montgelas-Statistik, die heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek in München liegt. Darin wurde für alle Gebäude in Bayern das Bedachungsmaterial verzeichnet und zwar getrennt nach Ziegel, Schiefer, Schindeln und Stroh. Der zweite Zeitabschnitt 2010 basiert auf eigenen Feldforschungen, die zwischen 2008 und 2010 durchgeführt wurden. Demnach gab es zu diesem Zeitpunkt insgesamt 61 mit Kalkplatten gedeckte Gebäude in 23 Orten, die mit Ausnahme von Matting alle im Gebiet der heutigen Gemeinde Hemau liegen. Die Veränderung der Dachlandschaft in der südlichen Oberpfalz ist also signifikant: um 1810 gab es insgesamt

1126 Gebäude mit Kalkplattendächern in 91 Orten, 200 Jahre später nur noch 61 Gebäude in 61 Orten, ein Rückgang um 95 Prozent.

Stefan Winkelhöfer hat mit seinen Fotografien über „Hans“, die auch im Leeren Beutel ausgestellt waren, eine kleine Geschichte vom Glück visuell beeindruckend eingefangen. Josef Paukner erläutert sie subtil: „Vielleicht ist es das, was den eigenen Zauber dieses Menschen ausmacht: er hat sich nie geniert, sich am Leben zu freuen und an all dem, was einen Menschen glücklich machen kann“. Die Fotodokumentation ist „einfach schön“.

Josef Fendl steuert einen Beitrag zur Bedeutung Obertraublings für die Literatur des Spätmittelalters bei, Klaus Wenk und Manfred Blasch stellen das neue Kulturzentrum AURELIUM in Lappersdorf vor, Edwin Hadwiger dokumentiert die Todesmärsche durch den nordwestlichen Landkreis Regensburg im April 1945, ein Thema, das gerne verdrängt und verschwiegen wird. Der Beitrag will dieses (Ver)Schweigen brechen, denn das sind wir den Opfern schuldig. Aber auch die traumatisierten Bewohner sollten eine Sprache dafür finden.

Umfänglich befassen sich Thomas Feuerer und Josef Sedlmeier mit Max Schultze (1845–1926) als Landschaftsfotografen, eine Dokumentation der gleichnamigen Ausstellung vom 4. September bis zum 15. Oktober 2017 im Foyer des Landratsamtes Regensburg. Beeindruckende Berichte über Restaurationen beschließen den Band: der Klosterstadel Pielehofen, der nun Kultursaal und Dorfladen ist, sowie die Burgkapelle St. Oswald Auburg und ein privates Wohnhaus in Thumhausen,

die dafür den Denkmalschutzpreis des Landkreises 2016 gewonnen haben. Die Lektüre

des Bandes weckt schon die Neugierde und die Vorfreude auf den nächsten.

Erich Garhammer

Regensburger Land. Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart 5 (2019); 19,95 Euro

Der mittlerweile fünfte Band der Schriftenreihe Regensburger Land wartet wieder mit einer Fülle an interessanten Beiträgen zur Geschichte, Denkmalpflege, Literatur und Kultur des Landkreises Regensburg auf. Wie gewohnt sind die einzelnen Aufsätze und Miscellen sehr abwechslungsreich und bilden einen Querschnitt des Kulturschaffens um Regensburg ab. In einem ersten Abschnitt werden die diesjährigen Preisträger des Landkreises in kurzen Essays gewürdigt: Peter Morsbach (Kulturpreis), die Jungen Wilden aus'm Laabertal (Jugendkulturpreis), Albert Schettl (Kulturpreis für das Lebenswerk) sowie Ludwig Zehetner (Literaturpreis des Oberpfälzer Jura). Mit dem inhaltlich und visuell neu gestalteten Burgmuseum Wolfsegg und den Leitzätzen für die Neukonzeption beschäftigt sich Josef Paukner. Er stellt in seinem Beitrag die neuen Modelle, audiovisuellen Medien, lebensgroßen Figuren und Lebensbilder vor, die den Besuchern zukünftig eine bessere Vorstellung vom Leben auf einer Burg vermitteln sollen. Auf mehrere naturkundliche Streifzüge durch die Naturräume längs der Flüsse Naab, Schwarze Laaber und Donau lädt Bernhard Starosta den Leser ein. Wunderschöne Bilder der Flora und Fauna sowie der geologischen Besonderheiten der Jura-Landschaft um Regensburg durchziehen den ganzen Artikel und machen Lust, sich selbst sogleich auf Wanderschaft zu begeben. Einen Wander- und Spazierweg ganz anderer Art, nämlich den

2018 fertig gestellten Franziskusweg in Wiesent, stellt Christine Allgeyer vor. Mit der Revolution von 1918/1919 befasst sich Maximilian Wachter, mit den Marktbränden im 19. Jahrhundert Bernhard Fuchs. Über 231 Stolpersteine zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus wurden in der Stadt verlegt, im Landkreis nur ein einziger in Schierling. Fritz Wallner klärt über die Hintergründe dieses traurigen Kapitels in der jüngeren Geschichte auf und rekonstruiert den Lebenslauf von Therese Waller, die im Rahmen des verbrecherischen Euthanasieprogramms der Nazis 1940 erodiert wurde. Umfassend beschäftigt sich Josef Fendl mit seinem Beitrag „Gänshänger und Gockelköpfer“ mit der Entstehungsgeschichte von Dorfspitznamen im Regensburger Umland und lädt hierbei immer wieder zum Schmunzeln ein. In einem letzten Abschnitt werden die diesjährigen Preisträger des Denkmalschutzpreises sowie die von ihnen sanierten Objekte – das Holzer Haus in Mintraching, die Orangerie in Karlstein, das Sudhaus in Eilsbrunn, vorgestellt. Der neue Band aus der Reihe Regensburger Land“ informiert mit seiner großen Bandbreite wieder kurzweilig über das vielfältige, kulturelle Leben des Landkreises und weckt damit bereits die Vorfreude auf die nächste Publikation des bewährten Teams um Thomas Feuerer und Manuela Daschner.

Armin Gugau

Tegernheimer Heimat- und Geschichtsblätter 14 (2016); 5,- Euro

Der Keilberger Armin Gugau beschäftigt sich im aktuellen Band der *Tegernheimer Heimat- und Geschichtsblätter* mit der Geschichte des Untertagebaus im Nordosten von Regensburg, vorrangig mit den Abbaugebieten um den Keilberg und in Grünthal. Detailreich und unter Heranziehung zahlreicher Abbildungen veranschaulicht er den Beginn ab etwa 1830, die Entwicklung und

Erweiterung, aber auch das Ende des Abbaus 1894 bis zur Versteigerung der Grubenfelder an die Maxhütte 1951. Die Förderung von Eisenerz sowie von Farb- und Porzellanerde in der St. Theresienzeche wurde bis auf kleinere Unterbrechungen im gesamten 19. Jahrhundert betrieben. Die Qualität des Erzes, die von den Besitzern nahe gelegener Eisenhütten als mangelhaft betrachtet wurde, so-

wie die Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation führten zur vorläufigen Einstellung des Betriebs Ende der 1840er Jahre. Neue Investoren und ein Aufschwung in der Eisenindustrie, der auf den Ausbau des Eisenbahnnetzes zurückzuführen ist, führten zur Erweiterung des Abbaugebiets und zur Anlage eines neuen Förderschachts. Letztlich wurde der Bergbau am Keilberg 1894 in erster Linie wegen zu großem Wasserandrangs eingestellt, die Schächte verfüllt und die bestehenden Gebäude umgebaut oder abgerissen. Bestrebungen zur einer Wiederbelebung des Abbaus in Eigenregie gelangen bis zur Mitte des 20. Jahrhundert nicht mehr, sodass es zu

einer Versteigerung der Grubenfelder im Jahr 1951 an die Maxhütte kam. Mit dem Auslaufen der Erlaubnis der Maxhütte 1973 endete schließlich die Geschichte des Bergbaus auf Eisenerz, Farb- und Porzellanerde im Nordosten der Stadt Regensburg. Joachim Graf erklärt in seinem Beitrag die Entstehung der Gesamtauflistung der Tegernheimer Weltkriegstoten, die im Band 13 publiziert worden ist. Ulrike Gutch stellt in ihrer sprachlichen Glosse das Wort *siere* vor und geht dabei auf etymologische Spurensuche. Martin Jäger beschließt den Band mit der Chronik der Gemeinde Tegernheim (01.10.2015–30.09.2016).

Raffael Parzefall